



— 3 Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. — 90 Pfenn. —

## — 000 An der Nordsee. 000 —

Die grauen Häupter schütteln wild die Wogen,  
Und grollen, daß man sie vom Schlaf erweckt;  
Aufsauhzend kommt der Sturmwind hergeslogen,  
Der die befreiten Schwingen dehnt und reckt.

Grandüster liegt die  
unbegrenzte Weite,  
Wie Nebel braut es auf der  
dunst'gen See — —  
Du schwammst, mein Lieb,  
im tollen Wogenstreite,  
Lustig dahin ein blitzend  
Flöcklein Schnee.

Jetzt schüttelst Du die  
aufgelösten Flechten,  
Der Sturmwind wehte sie  
Dir in's Gesicht; —  
Dann spritzest Du mich mit  
der winz'gen Rechten,  
Ich will Dich haschen, doch  
vermag es nicht.

Du schwimmst, ein weißes Fischlein so behende,  
An mir vorüber durch das Wogengran —  
Die Fluthen klatschen um die straffe Lende,  
Als küßten sie Dich, allerliebste Frau.

Ich seh' aus Deines Badekleides Spitzen  
Den jungen Busen voll sich drängen nun,  
Ich seh' ihn wie den Schaum der Fluthen blitzen,  
Auf dem zwei rothe Rosenknospen ruh'n.

Nachlässig steigt empor Du jetzt zum Lande,  
Die Glieder wiegend im geschmeid'gen Takt — :  
O Du, in diesem nassen Stoffgewande  
Bist Du verführerischer noch als nackt!

Es schwindelt mir, ich fühl' den  
Athem sengen,  
Das Blut es schießet mir zum  
Hirne wild —  
An Deinem Körper muß mein  
Auge hängen,  
Der im Gewande straff und  
üppig quillt.

Der Meerdunst weht aus diesem  
engen Kleide,  
O, er berauscht mich, er betäubt  
mich gar,  
Meertropfen blitzen, wie ein  
Goldgeschmeide,  
In diesem feuchten, dunkel-  
blonden Haar.



Da faßt' ich Dich mit meinen sehn'gen Armen,  
Ich stammelte, ich flehte leis' und bang:  
„Du süßes Weib, o! hab' mit mir Erbarmen!  
O, laß' mich schmachten nicht so lang! so lang!“

Du schrie'st erschreckt — dann wurden still wir Beide,  
Nur uns're Körper bebten immerdar — — —  
Der Meerdunst weht aus Deinem engen Kleide,  
Aus Deinem feuchten, dunkelblonden Haar.

H. E. J.



## Eine edle Seele.

**Er. Sie.**

Schauplatz: sein Arbeitszimmer.

Zeit: nach dem Frühstück.

Er ist in die Zeitungen, sie in ihre Gedanken vertieft.

Sie. Mein Freund, ich hätte mit Dir zu reden.

Er (überrascht). Mit mir?

Sie. Ja.

Er (für sich). Was mag sie nur von mir haben wollen? (Aunt.) Ich stehe zu Deiner Verfügung. (Er nimmt die Zeitungen vom Divan weg. Sie setzt sich.) Nun, was steht zu Diensten?

Sie. Ich habe mit Dir zu reden.

Er. Ja, ich habe schon gehört.

Sie. Ich habe ernsthaft mit Dir zu reden.

Er. Ernsthaft? Ich bin ganz Ohr.

Sie. Ich will fort.

Er (verblüfft). Fort?

Sie. Ja, sogleich, unverzüglich.

Er (lachend). Aber Du gibst mir doch wenigstens vier- undzwanzig Stunden Bedenkzeit?

Sie. Es ist kein Scherz.

Er. Aber unsinnig! Die Saison ist noch nicht zu Ende; wir haben Einladungen zu verschiedenen Dinners und Ausflügen angenommen.

Sie. Wir werden absagen.

Er (verdrossen). Das ist leicht gesagt. Wir werden uns mit Peggendorff überwerfen, der alle diese Partheen veranstaltet.

Sie. Du wirst ihm erklären . . .

Er (erregt im Zimmer hin- und hergehend). Ich werde ihm erklären . . . er wird aber nicht begreifen . . . So wie ich selbst diese neueste Laune nicht begreife! (Vor ihr stehen bleibend.) Es ist wahrhaftig unsinnig, Wien jetzt, zu Beginn des Sommers zu verlassen, wo die Stadt am schönsten ist. Was ist das wieder für eine Kaprixe? Uebrigens thue nach Deinem Belieben. Es hat Dir gefallen, seit einiger Zeit Deine volle Freiheit zurückzunehmen; Du magst dieselbe gebrauchen, aber auch begreifen, daß ich die meinige gebrauche. Reise, wenn Du zu reisen Lust hast; ich bleibe. (Er setzt sich und wirft einen Blick auf sie. — Zimmer für sich.) Da steckt was dahinter. Aha! Sie hat keine Moneten und hat diese Reiselust erfunden, weil sie weiß, daß ich die Hauptstadt jetzt nicht verlassen will. Sie ist übrigens ebenso wenig reiselustig wie ich. Dies ändert die Sachlage. Ich werde thun, als ob ich nachgeben wollte. Dies wird das Klügste sein. Wenn sie mich zur Abreise bereit sehen wird, dann wird sie bleiben wollen. (Er hüstelt. Huhm! Sie rührt sich nicht. Er nähert sich ihr und sagt in warmem Tone.) Ich war vorhin ein wenig heftig; zürne mir deshalb nicht. Ich bin eben unwillkürlich noch ein wenig verstimmt gegen Dich, seitdem Du es für gut befunden . . . Dich gänzlich von mir zu trennen. (Sie macht eine unwillige Geberde.) Gut, gut, ich weiß schon, es ist ausgemacht zwischen uns, daß wir darüber nicht mehr reden. Kurz:

Du willst fort? Du hast wohl Deine Gründe dafür; ich füge mich diesen Gründen, ohne nach ihnen zu fragen. Wir werden abreisen, sobald es Dir beliebt. Laß mir nur einige Tage, um Alles vorzubereiten, und wir reisen. Gegen Ende der Woche können wir auf unserem Gute Weidenheim Sommer-Aufenthalt nehmen.

Sie (ohne die Augen zu erheben, halblaut). Nicht nach Weidenheim will ich gehen; weiter . . .

Er (lachend). Wie? Neun Stunden Eisenbahnfahrt genügen Dir nicht?

Sie (ihm ins Gesicht schauend). Nein; und ich sage Dir noch einmal, daß ich nicht scherze. Ich will reisen . . .

Er (auffahrend). Reisen? . . . Reisen? Aber wohin? Sie. Wohin es Dir gefällt.

Er. Und . . . mit mir?

Sie (die Blicke senkend). Ja, mit Dir.

Er (sehr geschmeichelt). Wirklich, mit mir?

Sie (erröthend). Willigst Du ein?

Er (weich). Gewiß, Liebste, gewiß! (Nach einer Weile.)

Da Du ernsthaft mit mir reden wolltest, so wollen wir ernst reden bis zu Ende. (Er setzt sich zu ihr.) Ich weiß nicht, ob ich Deine Absicht richtig erfaßt habe . . . Ich glaube, Du willst wieder anknüpfen . . . Du bedauerst unsere Trennung . . . (Er nähert sich ihr und faßt ihre Hand. Sie überläßt ihm dieselbe.) Ist es so?

Sie (mit stürmisch bewegtem Mieder). Ja.

Er (zärtlich). Du kannst Dir wohl denken, wie glücklich ich darüber bin. Nicht ich habe diesen Bruch wollen, Du weißt es wohl. Als es Dir beliebte, Dich von mir zu trennen, war ich darüber wahrhaft betrübt; (Sie drückt ihm die Hand) und wenn ich nicht weiter in Dich drang, so war es nur, weil ich einen unwiderruflichen Entschluß vor mir zu haben glaubte und meine Gattenrechte nicht mißbrauchen wollte. Nun, Das ist vorüber; reden wir nicht mehr davon. Ich bin sehr glücklich, Liebste!

Sie. Und willigst ein zu reisen?

Er (gemüthlich). Du beharrst also bei Deinem Wunsche? Was ist denn über Dich gekommen, daß Du plötzlich darnach verlangst, von Gasthof zu Gasthof zu wandern?

Sie (fest). Ich muß fort!

Er (naiv). Aber warum sollen wir fort, da ich nichts fehnlischer wünsche, als unsere Beziehungen wieder anzuknüpfen?

Sie. Ich habe Dir nicht Alles gesagt.

Er (mißtrauisch). Ah? es gibt noch etwas?

Sie (sehr bewegt). Etwas sehr Ernstes.

Er (unruhig). Was?

Sie. Das ist sehr schwer, sehr peinlich zu sagen. (Mit zitternder Stimme.) Ich habe Dir nämlich ein Geständniß zu machen . . . Ich habe mir gelobt, aufrichtig zu sein und ich werde es sein . . . bis zu Ende. Aber Du mußt mir schwören, Vertrauen zu mir zu haben.

Er. Gewiß! . . . gewiß! . . .

Sie (melancholisch). Ich weiß wie die Männer sind . . . Sie glauben nicht an die Tugend der Frauen . . .

Er. Wir glauben immer an die Tugend unserer eigenen Frau, meine Theuerste.

Sie (ihm die Hand drückend). Dank! Und nun höre mich! Höre mich bis zu Ende an, ohne Dich zu erzürnen. Ich sage Dir Aldies nur, weil ich glaube, daß es meine Pflicht ist, so zu handeln . . .

Er. Ich höre Dich.

Sie. Welchem Umstande hast Du es zugeschrieben, als ich vor beiläufig sechs Monaten den Entschluß faßte, unsere intimen Beziehungen zu lösen?

Er. Mein Gott! Ich weiß Das nicht so recht . . . Ich glaubte wahrzunehmen, daß Du . . . Das nicht liebst. (Sie schlägt die Augen nieder.) Ich dachte, daß Du darin eine Art von Pflicht, von Unterwerfung erblickst, die Dir mißfällt. Kurzum: ich dachte, Du wollest Ruhe haben. Ich sagte mir meinerseits, daß ich vielleicht manchemal . . . den Augenblick schlecht wählte. Mein Gott! Wenn man auch nicht ganz dumm ist, kann es doch geschehen, daß man nicht immer weiß, was in dem Kopfe einer Frau vorgeht, besonders in dem Kopfe der eigenen.

Sie. Ja, Das war's zum Theile. Aber es gab auch noch einen anderen Grund. (Nach einer Weile.) Nur weil ich zu Deinem Edelmuthe volles Vertrauen habe, wage ich Dir Das zu sagen, was ich Dir sagen werde. Ich habe einen Augenblick Deine Liebe verkannt und bereue Dies aus tiefstem Herzen. Jawohl, in den Beweggründen unseres Bruches lag etwas von dem, was Du soeben sagtest. Es schien mir, daß Du mich nicht genügend liebest, oder mich in ungeschickter Weise liebest, nicht so wie es sein sollte.

Er (zärtlich). Warum hast Du es mir nicht gesagt? Es wäre uns dieses Mißverständniß erspart geblieben, das uns allen beiden so peinlich gewesen! . . .

Sie. Mein Gott! Ich glaubte Dich nicht mehr zu lieben.

Er. Und jetzt?

Sie (ihren Kopf an seine Schulter lehrend). Ach, nur in den ernstesten Verhältnissen des Lebens lernt man sich kennen. Ich glaubte Dich nicht mehr zu lieben und in dem Augenblicke, da ich das Bedürfniß einer zuverlässigen Neigung und einer Stütze fühlte, dachte ich an Dich. (Sie wirft sich ihm in die Arme.)

Er (gerührt). Geliebtes Weib! Nun, sprich! . . .

Sie. Nun denn: komm mir zu Hilfe; ich habe Furcht vor mir selbst.

Er. Wie?

Sie. Ja; wenn ich mir selbst überlassen bliebe, könnte ich mich nicht vertheidigen.

Er (unruhig). Aber erkläre Dich doch! . . .

Sie. Du siehst, Du erzürnst Dich schon!

Er. Nein; aber ich kann nicht begreifen . . .

Sie. Als wir uns von einander entfernten, wurde Dies bekannt . . . und man begann mir den Hof zu machen . . .

Er. Ah!

Sie. Ja; anfänglich nur ein wenig, später viel.

Er. Aber wer denn? wer? Du empfangst doch nur Peggendorff und Bläß . . . doch nicht Peggendorff?

Sie (leise). Ja; er.

Er (sich erhebend). Oh, der Lumpenkerl! . . . Es ist immer so! . . . (Zu ihr gewendet.) Aber wozu erzählst Du mir Aldies? Soll ich mich etwa mit ihm schlagen?

Sie. Es thut mir jetzt leid, Dir ihn genannt zu haben. (In Thränen ausbrechend.) Du bist grausam und ungerecht!

Er (setzt sich zu ihr). Beruhige Dich, mein Schatz! Du sagst mir da aber auch Dinge . . .

Sie. Ich muß Dir sie sagen.

Er. Nun denn: sprich!

Sie. Vergib, wenn ich Dich kränke. Ich werde Dir Dinge sagen, die Dir ohne Zweifel schmerzlich sein werden, aber es ist meine Pflicht, Dir sie zu bekennen. Meine Aufrichtigkeit ist Dir ein Beweis, daß ich eine ehrbare Frau bin, Deiner noch immer würdig.

Er. Gut, gut . . . Weiter!

Sie. Ich sagte Dir, daß sofort nach unserem Bruche Peggendorff mir den Hof zu machen begann. Zu Beginn machte die Sache mir Spaß und ich kümmerte mich um ihn nicht mehr, als um die Anderen. Anfänglich freute ich mich meiner Unabhängigkeit; allein, als ich sah, daß Du die Sache so leicht nahmst, war ich wüthend gegen Dich. Ich liebte Dich nicht mehr, oder glaubte Dich nicht mehr zu lieben, und dennoch zürnte ich Dir, weil Du so wenig Bedauern zeigtest. Ich war gekränkt darüber, daß Du mich so leicht missen konntest und bildete mir ein, daß ich mehr werth sei . . . Und dann war ich glücklich darüber, daß man mir den Hof machte; Dies bewies mir, daß ich mehr werth war, als Du zu glauben schienst und es schmeichelte mir zu sehen, daß Andere Dem, was Du nicht zu entbehren schienst, einen gewissen Werth beimessten. Abgesehen davon, daß ich zum Bruche gar nicht so fest entschlossen und auf ein wenig Bitten gern nachgegeben hätte. Aber nein, Du hast sogleich eingewilligt . . .

Er. Mein Gott! Denke Dich nur in meine Lage!

Sie. Ich mache Dir keine Vorwürfe darüber; aber Du wirst begreifen, daß unter solchen Umständen meine guten Absichten ins Wanken kamen. Und je gleichgiltiger Du Dich mir gegenüber zeigtest, desto mehr bewarben sich Peggendorff und die Anderen um meine Gunst. Ich ermunterte sie nicht, wies sie aber auch nicht ab. Dies war eine kleine, unschuldige Rache für Deine Kälte. Allein, in jenem Augenblicke war mir der Eine so gleichgiltig wie die Anderen.

Er (unruhig). Und später?

Sie (bewegt). Ach, jetzt wird mir mein Bekenntniß schwer. Ich muß an Deine ganze Liebe glauben . . . ich muß sicher sein, daß Du mich ganz wieder aufgenommen hast . . . ohne Bedauern . . . ohne Hintergedanken . . . (Das Uebrige säufelt sie ihm in den Bart.)

Er. Ja . . . ja; fahre nur fort.

Sie. (mit stoßender Stimme). Eines schönen Tages . . . machte ich die Wahrnehmung . . . daß der Eine mich mehr interessirte, als die Anderen

Er (wüthend). Der Peggendorff? . . .

Sie. Ja, der Peggendorff. Wie Das gekommen war, weiß ich nicht. Ich sah ihn öfter als die Anderen. Er besuchte mich fast alle Tage . . . Eines Tages, als ich ihn erwartete, kam er nicht . . . Du hattest ihn zum Frühstück eingeladen . . . Niemals früher hat mir der Tag so lang geschienen, wie damals. An jenem Tage begriff ich, daß er mir nicht ganz gleichgiltig sei. Ich hätte seinen Besuchen Einhalt thun sollen, allein Du warst es, der ihn immer wieder ins Haus brachte . . . und ich konnte doch nicht wegen einer Sache, die vielleicht gar nicht ernst war, einen Bruch zwischen Dir und Deinem besten Freunde herbeiführen. (Er macht eine unwillige Geberde.) In der That: ich glaubte, daß ich nach acht Tagen nicht weiter an ihn denken würde.

Er (will sich von ihr losmachen.) Und?

Sie (hält ihn fest umschlungen.) Und . . . Mein Gott! Ich bin vierundzwanzig Jahre alt . . . Ich war sehr glücklich, sehr stolz ob meiner Unabhängigkeit; aber nach einiger Zeit fühlte ich, daß mir etwas fehle. In jenem Augenblicke suchte ich mich Dir zu nähern . . . Erinnerst Du Dich?

Er (ehrlich.) Nein, ich erinnere mich nicht.

Sie (lebhaft.) Doch, doch. Es war aber vergebens. Du hattest Dein Junggesellenleben wieder aufgenommen; ich sah Dich kaum mehr, höchstens bei der Mittagstafel, und auch da nicht alle Tage, weil Du häufig in Deinem Klub speisest. Wenigstens sagtest Du so. Er aber war immer da. Kurz . . .

Er (geängstigt.) Kurz???

Sie (schluchzend.) Kurz: ich fürchte; ich fürchte vor ihm und vor mir selbst. Ich weiß wohl, daß ich Dich allein liebe; allein ich verlange Zärtlichkeit, und wenn Du fortfährst, mir die Deinige zu versagen . . . weiß ich nicht, was aus mir wird. Aldies hat mir so viel Herzleid verursacht . . . und ich schäme mich so unsagbar, Dir es gestehen zu müssen. (Neuerliches Schluchzen.)

Er (sehr gerührt.) Mein armes, theures Weib! (Für sich.) Meiner Treu, ich fühle Gewissensbisse! Was sie da gethan hat, ist sehr schön, ist die That einer edlen Seele.

Sie (sehr leise.) Du zürnst mir nicht?

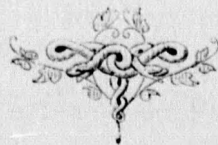
Er (sie küssend.) Ich Dir zürnen? Ueber mich selbst bin ich ergrimmt . . . ich hätte begreifen sollen . . . Weine nicht, ich bitte Dich. Wir werden reisen, wir gehen, wohin Du willst.

Sie. Ich bete Dich an!

\*

Sie hatte nämlich am Morgen desselben Tages von Peggendorff ein Billet folgenden Inhaltes bekommen:

„Nein, nein und nochmals nein! Ich werde um 3 Uhr nicht zum Rendezvous kommen, weder heute, noch morgen, noch jemals wieder. Es thut mir leid, so brutal sein zu müssen; aber Du zwingst mich dazu durch Deine unerträglichen Forderungen.“





Aus der höheren Töchter Schule.

— Was wissen Sie von der Johanna d'Arc? fragt die Geschichtslehrerin ihre schwärmerischste Schülerin.

Die Schülerin versenkt sich eine Weile in Nachdenken und erwidert dann:

— Ich weiß es wohl, Frau Lehrerin . . . aber die Sache ist doch nicht ganz sicher!

\*

Eheleben.

— Wie? der Oberst ist der Gatte dieser reizenden jungen Frau? Aber er ist doch mindestens fünfzig Jahre alt!

— Richtig! Das ist eben einer seiner schönsten Vorzüge.

\*

Mütterlicher Stolz.

— Sehen Sie, Frau Waberl, die elegante Dame, die dort mit dem dicken, schwarzen Herrn in der noblen Equipage fährt?

— Ja, nun?

— Das ist meine Tochter!

— Ah, gratulir'; die Beiden sind also verheirathet?

— Er ja; aber sie nicht.

\*

Auf der Eisenbahn.

Ein Reisender, der eben in ein Coupé eingestiegen ist, in welchem eine Dame sitzt, fragt mit leiser Stimme einen Herrn, der eine Zigarre raucht:

— Gestattet diese Dame das Rauchen?

— Ich war nicht so indiscret, sie darum zu fragen, erwidert der Andere.

\*

Im Schlafe.

Herr Rüdiger, ein hartgesottener Junggeselle, sitzt in seinem Lehnstuhl, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Die junge Person, die sich ihm angeschlossen, um ihm seine Tage und Nächte zu verschönern, nähert sich ihm leise und flüstert ihm ins Ohr:

— Ein großes Geheimniß!

Rüdiger öffnet ein Auge.

— Ich brauche 200 Mark.

Rüdiger schließt sogleich wieder das Auge und flüstert:

— Sei beruhigt, ich habe nichts gehört.

## Das erste Stelldichein.

Humoreske von Ninon.

„Heute will der Tag aber auch gar kein Ende nehmen!“ klagte Baroness Helene in dem weinerlichen Tone eines verwöhnten Kindes. „Ich hab' doch schon alles Mögliche gethan, aber die Zeit steht rein still. Ach Gott, es ist doch gräßlich, wie langweilig das Leben ist!“

„Man soll sich eben immer beschäftigen, dann empfindet man die Länge der Zeit nicht und noch weniger die öde Leere dieses Lebens,“ erwiderte trocken ihre Gesellschafterin, Miß Mary, die eine leidenschaftliche Verehrerin Arthur Schopenhauers war; wahrscheinlich nur aus dem fatalen Grunde, weil sie zeitlebens in auffallender Reizlosigkeit geprangt und darum selbstverständlich bei den Männern keinen Anwerth gefunden hatte. Und wenn man nebstdem einmal wohlgezählte vierzig Jahre hinter sich hat, da ist es mit der süßen Hoffnung, verehrt und angeschwärmt, begehrt und über alles Maß geliebt zu werden, ganz sicher schon vorbei.

„Ja, beschäftigen!“ grollte das sechszehnjährige, bildhübsche Mädchen, das mißmuthig in der Sophaecke ihres in Rosa-Atlas reizend ausgestatteten Boudoirs saß. „Ich beschäftige mich ja ohnedies mit dem da — sehen Sie's denn nicht, Miß?“ Sie hielt dem langen, hageren, flachen Fräulein mit dem graublonden Haare, der spitzen Nase und dem breitgeschlitzten Munde eine feine Point-lacet-Arbeit dicht vor die gelblichbraunen Augen. „Aber ist denn das eine Beschäftigung, wo man nur den Händen zu thun gibt? Nein! Mein Kopf soll doch beschäftigt werden, O Gott! Ich mopse mich entsetzlich — o, entsetzlich!“ Sie lehnte das goldblonde Köpfchen zurück und gähnte laut.

„Shoking!“ gurgelte die Miß, indem sie ihr Auge von der Mignardisenhäkelei, mit welcher sie eifrig beschäftigt war, erhob und der Baroness einen strafenden Blick zuwarf.

„Nun meinethwegen shoking,“ sagte Helene trozig. „Sagen Sie mir lieber einen Zeitvertreib, Miß. Wissen Sie was? Gehen wir spazieren!“

„Bei dem Wetter?“ rief die Miß entsetzt, in den unaufhörlich niederträufelnden Schnürkregen hinausblickend. „O nein, ich danke, Baroness; ich habe durchaus nicht Lust, mir meine Schuhe, meine Kleider und schon gar nicht, meine Gesundheit zu ruiniren. Spielen Sie doch lieber Klavier.“

„Brrr! Klimplern auch noch?“ rief Helene entrüstet. „Ich mag heut' kein Geklimper hören — ich bin ohnehin nervös, und die Musik macht mich ja immer sentimental. Gar erst heute — ich müßte rein verzweifeln. Aber wenn Sie schon nicht spazieren gehen wollen, so schauen Sie mit mir zum Fenster hinaus. Es ist doch amüsant, die Leute im Regenwetter zu beobachten. Ja, Miß?“

„Und sich dabei einen Schnupfen holen?“ entgegnete die Miß in verweisendem Tone. „Nein, nein, ich danke sehr dafür, und es wäre entschieden besser, auch Sie ließen es bleiben, Baroness.“

Aber die Baroness wollte es nicht bleiben lassen. Sie sprang auf und eilte an das Fenster, sie beugte sich weit hinaus und sah ganz munter in den grauen, verregneten Maitag



— Gnä' Fräul'n! ein Mann ist draußen, der sich für Ihren Vater ausgibt . . .  
— Weisen Sie ihn ab, Babette; ich habe keinen Vater! Nein, was die Expreßler  
heututage ersinnen!



— Such', such', mein lieber Alter! Du sollst gehört werden, ohne daß ich ein Vergnügen davon habe.

hinaus. Es machte ihr viel Spaß, die Leute unter den Regenschirmen zu sehen; aber auch dieser Zeitvertreib wäre ihr bald ebenso langweilig geworden wie alles Andere, wenn nicht plötzlich etwas Besonderes ihre Blicke gefesselt hätte.

Am Fenster gegenüber stand hochaufgerichtet ein blutjunger Dragonerlieutenant, und der sah sinnend vor sich hin ins Leere.

Und dieser Lieutenant war sehr hübsch, sehr hübsch, so recht das Ideal einer Sechszehnjährigen mit reicher Phantasie, wie es die Baronesse war.

Seine hohe, schlank, geschmeidige Gestalt erregte ihr Wohlgefallen, seine stramme Haltung ihre Bewunderung, sein Kopf ihr Entzücken. Das war der richtige Apollkopf, so fein, so schön und dabei doch so schneidig, wie sie's noch nie gesehen. Und dieses dunkle Haar und — Himmel! dieses Schnurbärtchen! — Nun, es ist wahr: ein regelrechter Apollo hat zwar keinen Schnurbart; aber — aber — nun, bei dem da drüben hätte sie dieses feine, zierliche, pechschwarze Schnurbärtchen nicht missen mögen — nein, um keinen Preis! Es war allerliebste, reizend, einzig! Und sie verlor sogleich ihr ganzes, kleines, junges Herz an den Besitzer dieses Schnurbärtchens.

Er aber stand noch immer so traumverloren da, als gäbe es am Fenster gegenüber Nichts zu sehen. Er sah es nicht, denn er dachte diesmal ausnahmsweise nicht an Pferd und Hund und Weib — er hatte leider Gottes an viel Schlimmeres zu denken. Er dachte an — seine Schulden.

Helenchen ärgerte es nachgerade, daß sie für ihn nicht mehr als „Luft“ war. In ihrer Art war sie doch ganz genau so schön wie er, wenn nicht noch schöner. Schöner? Nein! Er war einfach ein Ideal, wie man es sicherlich nicht wiederfinden konnte, und sie — nun, sie — konnte ganz gewiß doch auch das Ideal eines solchen Ideales sein!

Sie beugte das Köpfchen mit dem blonden Flechtenkranze etwas zurück, besah sich prüfend in der Spiegelscheibe des Fensters und war davon befriedigt. Nur zupfte sie ein wenig an den Stirnlöckchen herum, um ihnen ein etwas genialeres Aussehen zu geben, dann blickte sie wieder hinüber und — o Gott! ein süßer Schreck durchfuhr sie, dann stieg ihr Flammengluth ins Antlitz — — der Apollo drüben mit dem einzig schönen Schnurbärtchen hatte sie erblickt, und er sah sie an, so groß, so staunend, so freudig überrascht, als wollte er sagen:

„Schau, schau, hab's gar nicht gewußt, daß hier so was zu sehen ist!“

Ihre erste Regung war natürlich, davonzulaufen; aber nein, sie that es nicht. Sie durfte ihm nicht diesen Triumph bereiten — er hatte es ganz wohl bemerkt, daß sie ihn angeblickt. So blieb sie denn, aber sie wandte mit großartiger Gleichgiltigkeit das pikante, feingeschnittene Gesichtchen mit dem zierlichen Stumpfnäschen und den Cyanenaugen zur Seite und that so, als betrachte sie recht angelegentlich den Schutzmann, der da unten patronillirte. Aber hin und wieder schielte sie unter den gefenkten braunbewimperten Lidern doch auf ihr Vis-à-vis hinüber, und da sah sie, daß er lächelte, und er lächelte so reizend, daß es ihr vollends den Kopf verdrehte.

Hatte sie früher nur sehnsüchtig gedacht: „Den möchte ich zum Manne haben“, so sagte sie nun schon zu sich: „Ihn oder Keinen!“ und augenblicklich stand ihr Entschluß fest, den Schleier zu nehmen, wenn die Eltern herzlos genug wären, gegen dieses Ideal ihr Veto einzulegen.

Aber — ach! wie weit war's noch davon entfernt, mit Ihm, dem Herrlichen, in Seligkeit vereint zu sein! Für's Erste hatte sie ja noch kein Wort mit ihm gesprochen; für's Zweite wußte sie auch noch nicht, wie es sich wohl anstellen ließe, mit ihm zu sprechen — aber daß sie mit ihm sprechen würde, das war ausgemacht; und für's Dritte — ach du lieber Gott! für's Dritte wußte sie, daß colossale Hindernisse sich zwischen ihnen aufthürmen würden, denn der Papa, der hatte wiederholt ganz dezidirt erklärt, daß seine Tochter niemals einen Offizier heirathen dürfe. Er hatte eine schreckliche Abneigung gegen buntpfarbiges Tuch, der schlimme Papa!

Sie seufzte herzerbrechend, und kaum daß sie's wußte, hob sie das Köpfchen und sah nach ihm, wohl deshalb, weil er sie mit seinem unausgesetzt an ihr hastenden Blick dazu gezwungen hatte.

Und nun — du lieber Gott! — was kam nun Alles? Kaum wußte sie es recht — so traumhaft schien es ihr; aber später kam es ihr doch zum Bewußtsein.

Für's Allererste flog ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge, dann trat er einen Schritt zurück und machte ihr eine tiefe, tadellose Verbeugung. Dafür mußte sie doch selbstverständlich danken? Und nicht nur so von obenhin — das war ausgemacht. Sie dankte also mit anmuthiger Neigung des lieblichen Köpfchens und mit süßem, holdem Lächeln.

Und nun — ja, was kam nun? Ganz zweifellos durch ihren Gruß tollkühn gemacht legte er mit einer Art von Kniebeuge und mit schwingvoller und leidenschaftlicher Geberde die Rechte auf das Herz und da er wahrnahm, daß sie sehr stark erröthete und ihn dabei ganz ängstlich ansah, da mußte er sie wohl beruhigen, und um sie zu beruhigen — — ja, ja, gewiß, gewiß, so war's — warf er ihr rasch gar — einen Kuß zu!

Ein erfahreneres Wesen hätte aus alledem entnommen, daß der schöne Offizier da drüben erstens kein Neuling in der Liebe war und zweitens nur im Sturme vorzugehen liebte. Doch Helenchen dachte natürlicherweise weder Dies noch Das; sie war nur ganz bestürzt.

Im nächsten Augenblicke aber kam es ihr zum Bewußtsein, daß das Alles eigentlich doch ganz ungehörig war. Sie wurde also zuerst unwillig, ihr Unwille steigerte sich alsbald bis zur Empörung, und in ihrer Empörung verließ sie hastig das Fenster, wobei sie sich mit ostentativer Verachtung umwandte.

Der Lieutenant schmunzelte, als wollte er sagen: „Das kennt man schon, aber es ist umsonst — der Pfeil sitzt fest!“

Und richtig — ja, der Pfeil saß fest.

Nach wenigen Minuten erschien die Baronesse, da mittlerweile ihre Empörung und Verachtung spurlos verwaucht waren, abermals beim Fenster und wieder war der Dragonerlieutenant da und wieder legte er die Hand auf's Herz, und wieder wandte sich die Schöne voll Entrüstung um, aber sie erschien ein drittes Mal, und da gab's für den kühnen Jüngling keine Schranken mehr. Da that er — ja, ganz sicherlich!

der Reihe nach genau wie folgt: Er führte langsam, ausdrucksvoll und feierlich den Zeigefinger der Rechten an die Brust, dann legte er mit verzückten Mienen gar beide Hände auf das Herz, dann streckte er voll Sehnsucht die Arme nach Helene aus, und wieder kam der Zeigefinger auf die Brust, und wieder deutete er auf sie hinüber, hob dann die Linke flach in die Höhe und fuhr mit der Rechten etliche Male rasch darüber hin.

Wie's einem wohlherzogenen Mädchen und von Mutter Natur ganz normal geschaffenen Wesen ziemt, hatte die Baronesse bis zu diesem Augenblicke sich immer und aller Welt gegenüber nur ihrer natürlichen Sprachwerkzeuge bedient und von der Geberdensprache keinen Dunst gehabt. Es war daher höchst sonderbar, daß sie dieselbe sofort verstand und ganz genau wußte, daß er ihr durch seine ausdrucksvolle Mimik, die jedem Heldenliebhaber eines Hoftheaters zur Ehre gereicht haben würde, gesagt hatte:

„Ich liebe Dich von ganzem Herzen, und ich werde Dir schreiben.“

Sie deutete nicht Ja, nicht Nein; sie schloß nur rasch das Fenster. Als sie sich umwandte, sah sie zu ihrer Ueberaschung, daß Miß Mary hinter ihr stand. Die Baronesse erbleichte; sie war auf eine große Scene gefaßt; allein es geschah nichts dergleichen. Die Erzieherin schwieg und ging wieder an ihre Arbeit. Baronesse Helene that dasselbe. Sie klagte nicht mehr über Langweile — o nein, sie hatte viel, unendlich viel zu denken, und sie lächelte so still in sich hinein — so still und süß, wie man nur einmal im Leben lächeln kann — in der traumhaft süßen Erwartung des — ersten Liebesbriefes.

Wie er ihr doch nur schreiben werde? Poetisch — jedenfalls, sehr, sehr poetisch und vielleicht gar — Verse? Ja, ganz sicher Verse! O, sie freute sich wie närrisch darauf.

Nun, Verse schrieb er eben nicht; von wegen dessen, weil er's nicht zu Stande brachte. Aber es ging ja auch in Prosa, da konnte man doch auch poetisch sein — ganz ohne Frage!

Er schrieb denn wie folgt:

„Mein angebetetes Fräulein!

Sie kamen, sahen, siegten über mein armes Herz. Besiegt und wehrlos liege ich zu den kleinen Füßen meiner Göttin, wie Jupiter — der Donnergott — besiegt und wehrlos zu den Füßen sterblicher, staubgeborener Erdentöchter lag. O, meine süße, meine schöne, meine hehre, stolze Göttin, ich liebe Sie! Ich liebe Sie mit der Liebe Jupiters und wenn Sie meine Liebe zurückweisen, dann — dann werde ich enden, mit Bliß und Donnerknall! — — —

Lassen Sie mich nicht lange danach schmachten, den süßen Silberton Ihrer himmlischen Stimme zu vernehmen, und gewähren Sie mir also bald ein Stelldichlein, bald, bald, sehr bald! Sie werden dadurch zum glücklichsten aller Sterblichen machen  
Ihren Sklaven

Fris von Horned.“

Jetzt, da der Brief geschrieben war, trat Johann, des Lieutenants Bursche, in Aktion. Seine Aufgabe war die, den Brief durch Vermittlung Anna's, der drallen Zofe der Baronesse, an seine Adresse gelangen zu lassen. Johann unterhielt seit einiger Zeit zarte Beziehungen zu Anna und es gelang

ihm unschwer, des Mädchens Mitwirkung zu diesem kleinen Liebeshandel zu gewinnen.

Bisher ging denn Alles gut. Aber im letzten Augenblicke stellte sich das Verhängniß dem Lieutenant in den Weg, — das Verhängniß in der Person des Vaters der Angebeteten.

Knapp vor der Thüre seiner Tochter begegnete Baron Kaltenegg der Zofe. Sie hatte die Rechte unter der Schürze versteckt und Dies schien ihm verdächtig. Er hob ganz ungenirt die Schürze in die Höhe und — entdeckte nun in Anna's Rechten einen weißen Zettel, in der bekannten und vielbeliebten Manier mittelst der Finger mehrfach eingedrückt. Der Baron nahm der Zofe den Zettel aus der Hand und befahl ihr, ihm sogleich in sein Arbeits-Zimmer zu folgen. An allen Gliedern zitternd gehorchte das Mädchen. Oh, Gott! was sollte daraus werden?

Der Baron las rasch das Billet des Lieutenants und wandte sich in strengem Tone an das Mädchen:

— Anna! Sie verdienen, daß ich Sie augenblicklich aus dem Hause weise. Doch will ich unter gewissen Bedingungen Gnade für Recht walten lassen. Setzen Sie sich dorthin, an meinen Schreibtisch und schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere.

Die Zofe gehorchte, ergriff die Feder und harpte des Diktats:

„Ich kann und darf nicht viel schreiben, bin aber bereit, mit Ihnen an einem dritten Orte zusammenzutreffen.“

— So! dieses Billet werden Sie an den Herrn Lieutenant gelangen lassen, ohne auch nur eine Silbe von dem Schicksal seines Briefes wem immer zu verrathen. Seinen Brief aber werden Sie in das Zimmer der Miß Mary einschmuggeln und auf den Tisch der Erzieherin legen. Sollte noch ein Brief von dem Lieutenant kommen, so werden Sie ihn mir sofort einhändigen.

— Zu Befehl, Ew. Gnaden!

Anna befolgte pünktlich die Befehle ihres Herrn und schon am folgenden Tage konnte sie dem Baron ein zweites Billet einhändigen, welches nichts als die Worte enthielt:

„Uebermorgen um 3 Uhr im Belvedere.“

Der Baron las das Billet und reichte es dann der Zofe mit dem Auftrage, es gleichfalls in dem Zimmer der Erzieherin zu hinterlegen und strenges Stillschweigen zu beobachten.

Lange vor 3 Uhr war der schöne Lieutenant im Belvedere. Er war heut' so stramm und forsch und schneidig wie noch nie — in funkelnagelneuer Uniform, mit Handschuhen, so blendend weiß wie frischgefallener Schnee, ein Sträußchen glühend rother Rosen für seine Göttin in der Hand — Symbole seiner noch viel glühenderen Liebe — die Spitzen seines schönen Schnurbärtchens so unternehmend aufgedreht, als wollte er zum Mindesten drei Viertel der gesammten Frauenwelt bezaubern, und mit den Sporen klirrte er — — ach, er wußte es ja, daß Sporengeklirr dem Mädchenohr die lieblichste Musik ist.

Und endlich kam sie angeschwebt, die Göttin!

Doch, was war das! Nicht allein kam sie, sondern am Arme eines älteren, sehr würdevoll aussehenden Herrn, der ungesäumt sich dem Offizier näherte und demselben folgende kurze, aber klare Anrede hielt:

„Herr Lieutenant, ich bitte Sie recht sehr, Ihren Flirt mit meiner Tochter einzustellen; sie ist noch zu jung dazu und mir scheint, Sie auch. Wenn Sie auf Eroberungen ausgehen wollen, wählen Sie sich gefälligst ein anderes Objekt.“

Sprach's und verschwand mit der göttlichen Helene.

Der Lieutenant aber, der sah jetzt weder stramm, noch schneidig und auch gar nicht geistreich aus, als er den Beiden mit offenem Munde nachblickte.

„Noch nie dagewesen — so was!“ murmelte er vor sich hin, nachdem er sich halbwegs gefast. „Noch nie dagewesen — so colossales H'reinfallen!“ wiederholte er.

Dann schlug er sporenklirrend die Hüfte zusammen und wandte sich gleichfalls zum Gehen.

Doch sollte er bei der Thüre noch eine Begegnung haben. Hier stieß er auf eine dünne, alte, spitznäsige Dame in buntem Flitterstaate, die mit komischem Knix und holdseligem Grinsen ihm sagte:

— Ihre Dienerin, Herr Lieutenant! Da bin ich . . . Gewiß sehr unvorsichtig von mir . . . aber als Mann von Ehre werden Sie meine Tugend schonen . . .

— Hol' Sie der Kukut! schimpfte der Lieutenant, schob die Alte beiseite und stürmte im Eilschritt von dannen.



### Patriotinen.

**M**anövergewimmel! Und Cäterätät  
Und Trommeln und Pfeifen in Menge,  
Es haben den Mädels die Köpfe verdreht  
Die militärischen Klänge.

Gefällig sind Köchin und Stubenfee  
Dem Blaurock mit Stiefeln und Sporen,  
Den Rittern vom großen Portemonnaie  
Die Töchter der Honoratioren.

So diese wie jene hau'n über die Schnur,  
Ruhm ihnen! ich hab' es errathen:  
Aus Patriotismus thun sie es nur,  
Der Kaiser braucht junge Soldaten.

B. C.

### Altindische Spruchweisheit.

Aus dem Hitopadesa.

Wie von Frost Gepeinigte sich nicht über den Mond,  
wie von Hitze Gepeinigte sich nicht über die Sonne freuen, so  
freut sich der Sinn der Frauen nicht über einen altersschwachen  
Gatten.

\*

Wenn keine Gelegenheit, keine günstige Zeit, kein Ver-  
führer da ist, dann sind die Frauen tugendhaft.

\*

Wie ein Gefäß mit Del ist eine Frau; wie eine bren-  
nende Kohle ein Mann. Ein Kluger stellt Del und Feuer  
nicht an einen Ort.

\*

Der Vater hütet sie in der Kindheit, der Gatte in der  
Jugend, die Söhne im späten Alter; denn nie soll eine Frau  
frei sein.

\*

Die Frauen haben Keinen, den sie lieben, Keinen, den  
sie hassen. Wie die Küche im Walde die Kräuter, so verlangen  
sie immer neue und neue Liebhaber.

\*

Das Feuer hat nie genug Holz, das Meer nie genug  
Gewässer, der Tod nie genug Geschöpfe, eine Schönäugige nie  
genug Männer.

\*

Nicht durch Gaben, noch durch Verehrung, noch durch  
Rechtlichkeit, nicht durch Dienstfertigkeit, nicht durch Strafe,  
nicht durch Lehre, nein, die Frauen werden nie treu.

\*

Zweifach ist die Speise der Frauen, vierfach ihr Verstand,  
sechsfach ihre Ausdauer und achtfach ihre Leidenschaft.

\*

Welche Männer werden geliebt, wenn die grauen Haare  
sich bei ihnen sehen lassen? Die Frauen blicken auf Andere  
und betrachten jene wie eine Arznei.

### Darwinismus.

Von Armand Silvestre.

I.

**W**ir finden uns bei alten Freunden wieder.  
— Ah! ah! ah! rief der Major Laripète erstaunt aus,  
indem er seine Zeitung schwang.

— Mein Gott, was ist denn wieder? fragte die Ma-  
jorin. Hast Du wieder einen betrogenen Ehemann gefunden?  
Du brauchst wahrhaftig nicht erst die öffentlichen Blätter, um  
welche zu entdecken. Ist's nicht so, Blanc-Minot?

Der Ex-Lieutenant Blanc-Minot erröthete bis an die  
Ohren.

— Nein, ich habe Besseres gefunden, fuhr Laripète fort.  
Ich habe die Bestätigung dessen gefunden, was ich in Ueber-

einstimmung mit dem gelehrten Darwin stets behauptet habe: daß nämlich der Mensch nichts weiter sei, als ein entarteter Affe.

— Onésime, Du verleumddest Dich, bemerkte die Majorin.

— Man hat in Paraguay Menschen entdeckt, die mit einem Schwanz versehen sind.

— Welch' ein schönes Land! meinte Frau Laripète.

— Das sind lauter Dummheiten! unterbrach ihn der Admiral Pefelpudubec, indem er aus dem sanften Dufel auf- fuhr, in welchen die Rauchwolken aus seiner großen Pfeife ihn eingelullt hatten. Ich weiß genau, welche Bewandniß es mit diesen Schwanzmenschen habe und wenn die Damen nicht an- wesend wären, würde ich erzählen, wie ich darüber aufgeklärt worden.

— Erzählen Sie immerhin, sagte die Majorin.

— Nun denn, fuhr der Admiral fort, wir spazierten eines Tages ich weiß nicht mehr an welchem Straude Ozeaniens, und zwar: der schottische Major Mac Eckett, der hollän- dische Kapitän van der Bitt, der berühmte türkische Seefahrer Gogott Efendi und ich, vier Jungen, die das Herz am rech- ten Flecke hatten, als wir plötzlich, bei unserer Annäherung von dem Dache einer unförmigen Erdhütte einen abscheulichen Negerzweig davonlaufen sahen, der häßlicher war, als alle an- deren, die wir bisher gesehen hatten. Was uns Alle am meisten überraschte, war, daß der drollige Kerl in seinem Laufe auf seinen Hinterbacken (Noch einmal, um Vergebung, meine Da- men!) eine Art kleinen Anhängfels baummeln ließ, das dieselbe dunkle Farbe hatte, wie er selbst.

— Ein Schwanzmensch! rief Mac Eckett, der ein Dar- winianer war. — Unmöglich! entgegnete Van den Bitt, der skeptischste der Kapitäne. — Hm, hm! meinte Gogott Efendi, der dumm war wie ein Klog. — Wir werden ja sehen! rief ich, und machte mich an die Verfolgung des häßlichen Mohren. Ich hatte damals noch Beine, um mit einem Hirsche um die Wette zu laufen.

— Ich auch, sagte der Major Laripète.

Die Majorin und der Ex-Lieutenant Blanc-Minot brachen in ein Gelächter aus. Der Admiral machte eine Bewegung der Ungeduld und fuhr fort:

— Bald hatte ich den Flüchtling eingeholt und gebot ihm, stehen zu bleiben. Allein statt aller Antwort erkletterte er mit außerordentlicher Geschicklichkeit einen Baum. Am Fuße des Baumes stehend beschwor ich ihn herabzukommen. Allein, anstatt zu gehorchen, ließ er sich zwischen zwei Zweigen nieder und fi- cherte unverschämt. Nun, ich war niemals eigensinnig und übrigens sah ich ihn ja genau; er besaß in der That, was wir gesehen zu haben glaubten. Was liegt an einem Menschen- leben, wenn es sich um die heiligen Interessen der Wissen- schaft handelt? Und überdies war ich entschlossen, mir nur jenen Theil seiner Person zu holen, welcher uns am meisten interessirte, und ihm nichts weiter zu Leide zu thun. Ich nahm meinen Karabiner zur Hand, den ich immer mit mir führte. Zu jener Zeit war ich von einer sprichwörtlichen Geschicklichkeit und tödtete einen Kukuf auf der obersten Spitze einer Pappel.

— Ganz wie ich, meinte Laripète.

Die Majorin und der Ex-Lieutenant Blanc-Minot lachten dermaßen, daß sie ihre Sessel zu überfluthen drohten. Der Admiral stampfte verdrossen mit dem Fuße und fuhr fort:

— Ich legte denn an; allein, noch ehe mein Finger den Hahn berührt hatte, schüttelte der kleine Neger in seiner maß- losen Angst sein Hintertheil, und — bevor mein Schuß krachte — fiel mir Dasjenige auf die Nase, was den schwarzen Knirps am Laufen gehindert hatte: ein schmutziges Stück ge- theerten Kabeltaues, das dieser Wilde verschlungen hatte. Sie sehen nun, welche Bewandniß es mit den Schwanzmenschen hat.

Und der Admiral wischte sich mit einer Geberde des Ekels den Schweiß vom Gesichte.

## II.

— Ich für meinen Theil, sagte der General, Baron Honoré Leloup de la Pétardière, der sich an der Unter- haltung noch nicht betheiligte hatte, — ich für meinen Theil muß aus rein sittlichen Gründen die heiligthumschänderische Theorie Darwin's zurückweisen.

— Lassen Sie hören! sagte der Admiral mit seinem sardonischen Lachen.

— Sie werden mir zugeben, daß der Sinn der Gerech- tigkeit dem Menschen angeboren sei, fuhr der tapfere und zugleich gutmüthige Krieger fort. Trotz dem Scheine, wonach sehr häufig die Unschuld bestraft und das Laster belohnt wird, haben Plato und der Philosoph Cousin diese Wahrheit nach- gewiesen. Unter Gerechtigkeit sind aber Richter zu verstehen. Wie können Sie sich nun einen geschwänzten Richterstand vor- stellen? Die Herren Richter würden so unbequem sitzen, daß sie vor Aerger lauter verkehrte Urtheile schöpfen würden; auch könnte es leicht geschehen, daß das Ding unter ihrer Toga hervorlugen und so ihre geheimsten Eindrücke verrathen und die Advokaten und das Publikum zu unbändigem Lachen reizen würde. Was würde da aus der Ruhe des Richters, aus dem Respekt für die Männer des Gesetzes werden?

— Darum wollen wir ja eben den Richterstand refor- miren, sagte der Ex-Lieutenant Blanc-Minot, der sehr fort- geschrittene Ideen hatte.

— Sie haben Recht, General, erwiderte der sanftmüthige Laripète, aber nichtsdestoweniger ist die Sache wahr. Meine Zeitung nennt sogar das Land: es heißt Tacara-Tuyu, das heißt: das Land der Schwanzmenschen. In ihrer Sprache heißen sie Guyacuyes; der reiche argentinische Pflanzler, auf dessen Gebiete einer dieser Schwanzmenschen gefangen wurde, heißt Herr Francisco Goicochoa; der Arzt, der dieses Wunder der Schöpfung beobachtet hat, ist der berühmte Ita- liener Doktor Pizzarello. Wenn Ihnen diese Details nicht genügen . . .

— Larifari! sagte der General Baron Honoré Leloup de la Pétardière, indem er eine ungläubige Miene machend, mit den Fingern auf seinem Bauche trommelte.

— Tacara-Tuyu! Guyacuyes! Goicochoa! Pizzarello! pfiß der Admiral Pefelpudubec auf eine von ihm selbst kom- ponirte Melodie.

— So nehmen Sie die Sache? rief der Major Laripète außer sich. Nun wohl: Sie zwingen mich zu einer schlechten Handlung, die eigentlich auf die Rechnung Ihrer lächerlichen Un- gläubigkeit gestellt werden muß. Sie zwingen mich, das Geheim- niß eines Regiments-Kameraden zu verrathen, ein Geheimniß, welches ich mein ganzes Leben lang hätte bewahren sollen.

Doch der Admiral hat es gesagt: Was gilt ein Menschenleben, wenn es sich um die heiligen Interessen der Wissenschaft handelt? Der arme Etoupettes ist übrigens todt, gestorben an einem Schlagfluß angesichts des Feindes . . .

— Etoupettes! rief überrascht der General Baron de la Pétardière.

— Ja, General; Etoupettes hatte hinten einen Schwanz, und wenn Sie erlauben, will ich Ihnen erzählen, wie ich die Gewißheit davon erlangte und wie ich noch heute einen Beweis davon bewahre. Aus Rücksicht auf die Damen werde ich ein wenig verschleiern, denn die Geschichte ist ziemlich pikant.

— Umso besser, meinte Frau Honoré Leloup de la Pétardière, die gern ein wenig die Sauglocke läuten hörte.

### III.

— Etoupettes, fuhr der Major in ernstem Tone fort, hatte mit mir zugleich die Kriegsschule verlassen. An der geheimthuenden Art, wie er bei der Aufnahme in die Anstalt zu Saint-Cyr verlangte, daß man die Leibes-Visitation abgesondert an ihm vornehme, hatten wir sofort gemerkt, daß es bei ihm eine Eigenthümlichkeit geben müsse. Wir ließen uns indessen einreden, daß er bei dieser Gelegenheit nur einem Gefühl der Schamhaftigkeit gehorcht habe; er hatte nämlich eine streng klerikale Erziehung erhalten. Diese sittenstrenge klerikale Erziehung hatte übrigens bei ihm nicht lange vorgehalten; er war kaum zwei Jahre beim Regiment, als er seine Geliebte hatte, wie alle Anderen. Wir waren damals in Valence in Garnison.

— Ich erinnere mich dessen genau, bemerkte der General Honoré Leloup — ich war damals Oberstlieutenant.

— Wenn ich sage: „er hatte seine Maitresse wie alle Anderen“ — so sage ich eigentlich nicht ganz die Wahrheit. Denn während wir Anderen die erstbesten Dirnen ganz frei, unter Gottes blauem Himmel liebten und als flotte Soldaten unsere leichten Eroberungen durch Wald und Feld spazieren führten, verbarg dieser Etoupettes in heuchlerischer Weise sein Glück und schlich heimlich zu seiner Geliebten. Dies ärgerte uns sehr, mich und den Lieutenant Voiron, die wir die zwei schlimmsten Krakehler des Regiments waren. Denn wir waren noch immer nur auf Vermuthungen angewiesen in Betreff der physischen Eigenthümlichkeit, welche unser Kamerad vor uns verbarg und welche seine Geliebte eher als jeder Andere uns hätte verrathen können. Wir hatten indeß in dieser Sache eine neue Beobachtung, eigentlich zwei Beobachtungen gemacht. Der Lieutenant Etoupettes trug immer sehr weite Beinkleider, aber Das konnte bei ihm Geschmacksache sein; ferner bückte er sich stark, wenn er zu Pferde stieg; doch da war vielleicht seine hoch aufgeschossene Figur die Ursache. Kurz: wir mochten lange hin- und herrathen, wir kamen über Vermuthungen nicht hinaus. Einmal hatte Etoupettes ein Duell; die beiden Gegner waren entkleidet bis zum Gürtel und wir konnten bei dieser Gelegenheit feststellen, daß Etoupettes' Oberkörper gerade so beschaffen war, wie bei allen anderen Männern. Die Eigenthümlichkeit, wenn es eine solche bei ihm gab, mußte demnach tiefer sitzen. Seine Geliebte allein, das vertrackte Weib, hätte uns Aufschluß geben können. Allein auch sie schien sich verborgen zu halten;

sie lebte einsam in einem Landhäuschen, das einen Kilometer vor der Stadt, an der Straße nach dem Dauphiné lag.

Der Major unterbrach sich, um sich geräuschvoll zu schneuzen. Wer während dieser Pause das sonst heitere und gemüthliche Gesicht des Generals Baron Honoré Leloup de la Pétardière beobachtet hätte, würde einen seltsamen Ausdruck der Unruhe, des Unbehagens und der Neugierde an ihm beobachten haben können.

### IV.

Diese Unruhe nahm sichtlich zu und eine Ziegelröthe legte sich auf das Antlitz des alten Kriegers, als Lariopète folgendermaßen fortfuhr:

— Wohl waren über diese Frau allerlei Gerüchte in Umlauf, aber nichts Bestimmtes und Erwiesenes, höchstens das Eine, daß sie Césarine hieß. Diese letztere Entdeckung hatte einer unserer Kameraden an der Adresse eines Briefes gemacht, welchen Etoupettes an seine Angebetete schrieb. Man erzählte sich außerdem, daß Etoupettes nur ihr Herzensfreund war, indem die Dame von einem hochgestellten Offizier der Garnison ausgehalten wurde, der sehr große Vorsicht übte, weil er verheirathet war.

— Tausend Donnerkeile! Das ist sie! dachte sich der General Honoré Leloup und es fehlte nicht viel, daß ihn der Schlag gerührt hätte. — Wollen wir nicht eine Partie Billard machen? fügte er laut hinzu.

— Das Ende der Geschichte wollen wir hören, riefen die Damen und der Admiral.

Der arme General mußte sich fügen und Lariopète, der nichts von der Angst des Generals merkte, fuhr unerbittlich fort:

— Ich komme nun zu einem wahrhaft schmachlichen Abenteuer, welches wieder einmal beweist, wie selbst Menschen, die vermöge Geburt und Erziehung zu den vornehmsten gehören, oft den seltsamsten Kleinlichkeiten unterworfen sind. Denn ich bin doch nicht der Erstbeste und Voiron war der Sohn eines Provinz-Apothekers erster Klasse. Indes, Sie zwingen mich, die Geschichte zum Besten zu geben, und überdies hatten wir die Entschuldigung, daß wir nicht ganz bei Vernunft waren, als wir jene häßliche That begingen. An jenem Tage war Empfangsabend und wir waren schändlich benebelt, ich und Voiron. Auch Sie, Herr General, hatten einen ordentlichen Haarbentel.

— Ich schenke Ihnen dieses Detail, sagte der General in mürrischem Tone.

— Wir verließen unsere Kameraden lange vor Schluß des herrlichen Punsch's, der — wenn ich mich gut erinnere — bis zum Morgen dauerte. Allein, Etoupettes war noch vor uns weggegangen, selbstverständlich nur um seiner Schönen einen Besuch zu machen, während der ernste Beschützer der Dame bei der fröhlichen Tafelrunde verblieb. Es war an einem furchtbar schwülen Sommerabend, und alle Fenster des Landhäuschens, wo Césarine in einem wahren Neste von Clématiten sich verbarg, standen offen. Ich stieg auf Voiron's Rücken und Schultern in die Höhe und war dann ihm behilflich, das Lattenwerk an der Mauer zu erklettern. So gelangten wir nach Art echter Diebe bis zu einem Zimmer, welches an dasjenige stieß, wo unser Kamerad die sträflichen Freuden einer

— Nachlese aus der Herbstsaison. —



— Nächstes Jahr um diese Zeit sind Sie vielleicht schon verheirathet, Graf?  
 — Ach ja, heute roth, morgen todt.

ganz unnützerweise geheimnißvollen Liebe genoß. Die tiefste Stille herrschte im Hause. Wir vernahmen bloß zu wiederholten Malen dieses einfache, von Césarine gesprochene Wort: Höher! — „Jetzt wissen wir seine schwache Seite, meinte Boiron; — er ist taub.“ — „Schafskopf! Das hätten wir doch schon gemerkt!“ erwiderte ich ihm.

Dann ward es wieder ganz still.

V.

Die Thüre, die in das nächste Zimmer führte, war nur angelehnt. Boiron, der flink wie eine Kage war, schlich auf allen Vieren in das Gemach des Liebespaars und stahl, vom nächtlichen Dunkel begünstigt, die auf dem Canapé liegenden Kleider des armen Stoupettes. „Jetzt wird er sich uns denn doch in naturalibus zeigen“ sagten wir uns. Zu unserer Entschuldigung wiederhole ich Ihnen, meine Damen, daß wir betrunken waren wie die Kutscher. Es war zwischen uns ausgemacht worden, daß ich nachher in das Zimmer eintreten und ein Geräusch verursachen würde, um Stoupettes zu erschrecken, der in dem Glauben, daß sein Rival ihn überrascht habe, sich gewiß durch einen Sprung durch's Fenster zu retten suchen würde. Ich sagte Ihnen bereits, daß es in dem Zimmer ganz

dunkel war. Dieser Plan wurde denn Punkt für Punkt durchgeführt.

Pan! pan! pan! Ich drang in das Zimmer ein und machte einen Lärm, wie verabredet war. Ich sah im Dunkel einen Mann vom Bette springen und hörte eine Frau schreien. Der Mann bückte sich zuerst, dann nahm er seinen Anlauf, um durch das Fenster zu springen. Indem er an mir vorüber eilte, hieb er mir mit einem Gegenstande ins Gesicht. Ich streckte die Hände darnach aus und faßte das Ding. Es war haarig und blieb mir in den Händen. Ich fiel damit zu Boden. Inzwischen flüchtete Stoupettes im Galopp. Der unglückliche Boiron, der sich in den Schlinggewächsen verfangen hatte, hing an einem anderen Fenster in der Luft und so kamen wir um die Frucht unseres ganzen, so schönen Unternehmens. Ich aber hatte das corpus delicti, das Anhängsel Stoupettes' in der Hand. Jawohl, ich war im Besitze dieses kostbaren Geheimnisses, dieses physischen Kuriosums, welches unser Kamerad mit so großer Sorgfalt verbarg. Ich will es Ihnen herbeiholen, denn ich habe es aufbewahrt. Es sieht aus, wie der Schweiß eines sehr gefleckten Panthers und hatte genau an der Stelle gefessen, wo diese schönen Thiere vom Katzengeschlecht dieses Prachtstück tragen.

Nach diesen Worten verließ Varipète mit triumphirender Miene das Zimmer. Einige Minuten später brachte er, in ein Stück Seidenpapier eingewickelt, den angezündigten Gegenstand. Daran hing ein Zettel mit der Inschrift: „Nach meinem Ableben dem Museum meiner Vaterstadt gewidmet. Durch mich selbst von dem Leibe eines Dragoner-Offiziers abgetrennt.“

— Wollen Sie mir erlauben, das Ding näher zu betrachten? fragte mit beklommener Stimme der General Baron Honoré Leloup de la Pétardière.

— Recht gern, General, schon damit Sie überzeugt werden.

Der General blies in das Haar und legte so eine zweite kleine Inschrift bloß, die er selbst einst mit einer kleinen feinen Scheere hinein geschnitten hatte und welche lautete: „Dieser Panther wurde von mir am 14. August 1845 in Bisra getödtet. Meiner vielgeliebten Cesarine gewidmet von ihrem Honoré.“

Er erinnerte sich jetzt, daß Cesarine eines Tages dieses kostbaren Pelzes verlustig geworden war, ohne ihm erklären zu können, wie dies geschehen. Und obgleich der General sehr beschränkten Geistes war, errieth er dennoch, daß der strafwürdige Stoupettes, als er seine Kleider nicht fand, sich einen Paletot daraus improvisirt habe, um zu flüchten und nicht nackt durch die Straße zu laufen. Varipète hatte denn in der Eile der Flucht den Schwanz des Thieres erwischt.

— Nun, sind Sie jetzt überzeugt? fragte siegreich der Kommandant.

— Vollkommen, erwiderte der General Baron Honoré Leloup de la Pétardière, der nicht die geringste Lust empfand, vor seiner anwesenden Gattin den Thatbestand herzustellen.

— Und Sie, Pefelpudubec?

— Ich? entgegnete der Admiral; — ich bleibe dabei, daß Ihr Kamerad an jenem Tage einen Panthersehweif zum Frühstück verschluckt hat, während er vielleicht einen Kalfisch à la tartare zu essen glaubte. Kann man heutzutage wissen, was die Restaurateure Einem zu essen vorsezen?

### Der Liebe See.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.

Hat das Feuer von Amangas\*) Pfeilen  
Heiß versengt die Menschenherzen,  
Schuf der Schöpfer einen See,  
Dessen Bad die Schmerzen lindert:

Die zwei Arme der Geliebten  
Stengel sind's der Wasserrose,  
Lotusblume ist ihr Antlitz,  
Ihre Anmuth plätschernd Wasser.

Gleich den Fischen Caphara  
Blick der Augen holdes Paar,  
Und des Mädchens duft'ger Busen  
Ist das Cakravaka-Pärchen.

\*) Name des indischen Liebesgottes, sonst auch Rama, Kamadeva

### Die Uhrfeige.

Von R. M.

„Ich weiß eine noch schönere Geschichte“ — sagte Herr v. Cronenberg, nachdem er langsam sein Glas Sherry geleert hatte — „eine Geschichte, welche die Richter wie ein Romankapitel anmuthen wird, wenn der arme Graf K. sich nicht noch im letzten Augenblicke entschließt, seine Scheidungsklage zurückzuziehen und es so vielen Ehegatten nachzumachen, die mit ergebener Philosophie ihre Hörner tragen.“

Aber so geht's, wenn man zu vierzig Jahren, wo die Lenden nicht mehr solid sind und man das beste Theil seines Kapitals verzehrt hat, ein muthwilliges, blondes Kind heimführt, aus dessen großen, glänzenden Augen die Neugierde nach dem Unbekannten schreit, auf dessen frischen Lippen die Erwartung der Bärtlichkeiten sitzt und in dessen tollen Köpfchen die intimen Vertraulichkeiten der verheiratheten Freundinnen und maßlose Lebenslust sich tummeln.

Verdient ein Solcher nicht, in den großen Reigen der Gehörnten einzutreten? Hat er ein Recht sich zu beklagen und ein Heer von Advokaten gegen eine unglückliche junge Person zu hegen, deren ganzes Unrecht darin besteht, daß sie allzurash ernüchtert und angewidert wurde?

Die Gräfin betrog denn ihren Gatten und genoß mit vollen Zügen, wie um die verlorenen Stunden einzubringen. Dem Getändel zwischen zwei Cotillon-Figuren, den flüchtigen Berührungen, wenn man sich den Arm reicht, den vorübergehenden Umschlingungen beim Walzer, den langsamen Spaziergängen in den Alleen des Gehölzes, den kurzen Begegnungen in den verlassenem Kirchen und entfernten Squares folgten schließlich die höchsten Wonnen.

Sie flammte vor Begierde, wie eine Fackel, die ein wüthender Wind entfacht. Die Liebe ward ihr einziger Gedanke, die einzige Triebfeder ihrer Handlungen. Sie spielte kühn mit der Gefahr, fand ein Vergnügen daran, unvorsichtig zu sein, sich an ungehörigen Orten sehen zu lassen, in ihren Schubfächern Briefe liegen zu lassen, die sie verderben konnten. Sie verließ sehr häufig das Haus, ohne auch nur einen halbwegs wahrscheinlichen Vorwand anzuführen, und in der Junggesellen-Wohnung, welche ihr Liebhaber gemiethet hatte, war immer Alles drüber und drunter, das Bett immer zerwühlt, die Kopfkissen immer mit langen Goldhaaren gestreift, die Fensterläden immer geschlossen.

Dieser Geliebte hieß Rothensfels. Er hatte des Lebens Genüsse reichlich durchgekostet und die Gräfin war nicht sein Debüt. Und dennoch schloß er sich in den Armen dieser Unerfättlichen ein, wie in den Mauern einer Kerkerzelle. Er hätte Alles, was ihm noch zu leben blieb, dafür hergegeben, wenn er sie eines Abends mitnehmen und eine ganze Nacht besitzen hätte können, eine jener tollen Nächte, in welchen man die Stunden nicht schlagen hört. Unglücklicherweise für die Beiden liebte der Graf die Jagd, das Spiel, das Reisen nicht mehr und war so eigensinnig, des Abends seinen Thee zuhause zu trinken, am warmen Kamin, im bequemen Lehnstuhl ruhend, und seiner Frau galant den Hof zu machen, während diese gähnte und den langsamen Gang der Uhrzeiger beobachtete.

Endlich — als ob er ihr Sehnen errathen und sich ihrer erbarmt hätte — reiste der Graf nach seinen Gütern ab, um den Pachtschilling persönlich einzubeheben. Man kann sich denken, daß Rothenfels sogleich benachrichtigt, das Liebesgemach illuminirt wurde und die Beiden sich legten, wie zwei Ausgehungerte, die nach Monate langem Fasten sich endlich ordentlich sättigen durften . . .

. . . Müde und erschöpft, wie ein Pferd, welches das Doppelte des gewohnten Weges zurückgelegt hat, halb todt, sich nimmer rühren könnend, verfiel die Gräfin endlich um Mitternacht in den tiefen Schlaf eines Kindes, das man lange gewiegt und gehätschelt hat. Das aufgelöste Haar lag in ungeberdigen Strähnen auf den Bettkissen und rahmte wie eine Haube von Goldbrokat ihren schönen Kopf ein, der auf ihren zurückgebogenen Armen ruhte. Das linke Bein hing zum Bett heraus und der kleine Fuß berührte fast das weiße Bärenfell, das vor dem Bette lag. Eine Hand hielt die Hand des Geliebten fest, als wollte sie diesen an ihren reizenden Körper fesseln. Rothenfels betrachtete sie, wie in einer Art Taumel befangen, und überließ sich jenem tieffrohen Behagen, das den langen Genüssen folgt, als plötzlich heftige Schläge, von einer behandschulten Faust geführt, die Thüre erschütterten.

Rothenfels fuhr empor und machte sich von der Umschlingung los, die ihn festhielt.

— Deffnen Sie, im Namen des Gesetzes! kante eine offenbar gelangweilte Stimme.

Was war zu thun, um aus dieser Sackgasse zu fliehen, die Gräfin zu retten? Sie waren dumm und ungeschickt in die Falle gegangen, wie Rekruten, die man zum ersten Male ins Feld schickt. Doch während man unterhandelte, während man die Thüre zu sprengen versuchte, konnte die Gräfin sich vielleicht zwischen den Matratzen oder in einem Schreine, zwischen den Peignoirs verbergen?

Er versuchte sie zu erwecken, flüsterte ihr einige kurze, abgehackte Sätze ins Ohr. Sie wandte sich auf die andere Seite und winselte, wie ein kleines Kind, das man in seiner Wiege stört.

— Deffnet, im Namen des Gesetzes! wiederholte draußen der Polizei-Kommissär.

Rothenfels umfing seine Geliebte mit den Armen, hob sie auf und preßte ihre Handknöchel.

— Ich bitte Dich, Jeanne, erwache! hat er; erwache, oder wir sind verloren!

Die Gräfin drängte ihn mit mechanischer Geberde zurück, ohne die Augen zu öffnen und flüsterte im Schlafe:

— Sogleich . . . sogleich . . . Laß mich ein wenig schlafen . . . Du bist unersättlich . . .

Draußen rüttelte man mit aller Gewalt an der Thüre und begann man das Schloß abzureißen.

Da verlor Rothenfels den Kopf; er wußte sich nimmer zu helfen, faßte ihre Hand und biß ihr so heftig in den kleinen Finger, daß sie mit einem lauten Schmerzensschrei aufwachte und ihm aus voller Kraft eine Ohrfeige versetzte, wie einem Hallunken, den man züchtigt.

— Schmutziges Vieh! schrie sie, während die hellen Thränen ihr über beide Wangen liefen.

Doch in diesem Augenblicke ging die Thüre krachend auf und die arme Frau erkannte mit ihren, vom Entsetzen erweiterten Augen ihren Gatten, der bleich, mit geballten Fäusten auf der Schwelle stand, begleitet vom Polizeikommissär und zwei Zeugen.

Und da sie die Falle endlich erkannte, in welcher ihr Leben, ihr Glück so plötzlich zugrunde ging, stürzte sie ernüchtert und keuchend mit einem Sprung auf ihre Knie, die wirr durcheinander auf einem Lehnstuhl lagen, dann schwankte sie einige Schritte und fiel mit einem Nöcheln wie todt zu Boden.

Der Polizei-Kommissär, über diese Scene einigermaßen verblüfft, faßte sich alsbald; er nahm sein Protokoll auf und verzeichnete die Namen der Schuldigen. Rothenfels, bloß mit einem Foulard-Hemde und Strümpfen bekleidet, war verzweifelt über die lächerliche Rolle, die er spielte, und wandte sich wüthend gegen den Grafen:

— Sie haben sich wie ein Lämmel benommen, mein Herr! Ich hoffe, daß wir uns noch treffen.

Und Cronenberg, der Erzähler, fügte achselzuckend hinzu:

— Ich glaube übrigens, daß sie sich nicht geschlagen haben und Ihr wißt ja Alle, daß Rothenfels jetzt die kleine Lola Fling vom Orpheum unterhält. Bei dieser ist er sicher, daß er nicht durch einen eifersüchtigen Gatten geweckt wird, was gar nicht angenehm ist, wenn man zwischen einer „Sensation“ und der andern ein Schläfchen zu machen liebt.

### Für alle Tage.

Spanisches Sprichwort. Was ist eine Frau?  
„Ein Weib ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele,  
das Fegefeuer der Glieder und die Vorhölle der Gedanken.“

\*

Die Frauenzimmer wissen einen geschiedten Menschen nicht eher zu schätzen, als bis sie einen — dummen Kerl geheirathet haben.

\*

Die Frauen sind wie die Kanarienvögel: einzeln ist ihr Gesang wohlklingend und angenehm; sperrt man aber mehrere zusammen, so schnattern und zwitschern sie ins Unausstehliche.

\*

Die meisten Frauen wissen, daß das Herz aus zwei Kammern und noch zwei Alkoven (den sogenannten Herzohren) besteht, und da denken sie, diese Wohnung sei zu groß für einen einzelnen Herrn und nehmen noch einige — Zimmerherren auf.

\*

Das Erste, was die Frauen wissen, ist: wie schön sie sind — das Erste, was sie lernen: wie stark sie sind — das Erste, was sie erfahren: wie schwach sie sind — das Erste, was sie vergessen: wie alt sie sind — das Erste, woran sie sich wieder erinnern: daß sie das vergessen haben.

\*

Das Sprichwort: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen“ wurde erfunden, um die alten Jungfern zu trösten, die auf Erden keinen Mann finden.

E. F. K.

# Rose Mousson.

Von Catulle Mendès.

„Was mich betrifft,“ sagte Rose Mousson, nachdem sie ihren Champagnerfisch auf den Tisch gestellt hatte, — „was mich betrifft, so bin ich durch ein Brauthäubchen in das Verderben gestürzt worden.“

Und sie lachte hell auf, die volle, runde, rosige, stark defolletirte Person mit den nackten Armen, die überhaupt mehr Haut als Stoff zeigte. Doch trotz dem Lachen lag in ihren klaren, sanften Augen ein gewisser träumerischer Ausdruck, eine gewisse jugendliche, naive Nüchternung.

Erstaunt blickten wir Alle auf Rose.

Wie? was für ein Häubchen? ein Brauthäubchen? Tragen die jungvermählten Frauen etwa Häubchen, und wären es auch solche von feiner Seide mit Knospen von Orangenblüthen zwischen den Blättern aus Mechelnener Spitzen? Und was sagte sie: ein solches Häubchen habe sie ins Verderben gestürzt? Ist sie blöd oder ist sie betrunken? Die kleine Rose ist von drei Gläsern Sekt „fertig“.

Doch Rose lachte noch übermüthiger als vorhin, und fuhr also fort:

„Nun, ich will nicht bestimmt behaupten, daß es ein Häubchen gewesen, vielleicht hatte das Ding überhaupt keine Ähnlichkeit mit einem Häubchen, trotzdem es ganz aus Spitzen und Ranten gefertigt war. Denkt euch dabei, was ihr wollt; ich bin immer schicklich gewesen und will es auch jetzt sein. Sicher ist, daß ich zu dieser Stunde, anstatt Leberpastete zu essen, die mir immer den Magen verdirbt und in Gesellschaft von Leuten, die mir

„Schnuppe“ sind, Schindluder zu treiben, eine sitzsame, kleine Bürgersfrau wäre und an der Seite meines schnarchenden Gatten schlief oder über einem Kindlein wachte, das in seiner Wiege ruhte, wenn ich nicht jenem verdammten Häubchen vertraut hätte.“

Es war klar, daß Rose Mousson eine Geschichte auf dem Herzen hatte und da man an diesem Abend sich langweilte, so hörte man ihr zu, während man an andere Dinge dachte. Rose fuhr denn fort:

„Ihr Herren, die ihr euch mit dem begnügt, was wir sind, kümmert euch niemals darum, was wir einst waren. Ihr bildet euch vielleicht ein, daß wir immer Kleider um 2000 Franken getragen und im Café Anglais gespeist haben. Da seid ihr sehr im Irrthum. Es gibt bei uns einen Anfang. Jede Blume, selbst diejenige, zu welcher alle Welt riecht, war

einmal eine Knospe. Jedes Mädchen war einmal ein kleines Mädchen. Die große Clementine dort, die immer gehen will, weil sie fürchtet, daß ihre Pferde draußen einen Schnupfen kriegen könnten, ist einst tagtäglich um vier Uhr Morgens durch die Straßen der Stadt gelaufen, mit einem kleinen Besen auf der Schulter, hinter ihrer Mutter, die einen großen Besen trug. Sage nicht nein, Clementine; mein Hausmeister hat Dich neulich erkannt. Mit mir war's besser; ich habe eine Erziehung genossen und Rechtschreibung gelernt. Wenn ich jetzt schreibe, mache ich absichtlich Fehler, um nicht eine Fausenmacherin zu scheinen. Aber ich drücke mich gut aus, wenn ich will; nicht wahr?

Meine Eltern, rechtschaffene Leute mit einer hübschen Rente, hatten mich in eine Klosterschule zur Erziehung gethan. Es war ein großes, altes Haus mit hohen Mauern und alten Bäumen auf dem Hofe. Da ich zu jener Zeit nicht Rose Mousson hieß und Niemand ahnen konnte, daß ich einst diesen Namen annehmen würde, hatte ich die vornehmsten Pensionärinnen zu Freundinnen, Bankierstöchter, Comtessen, kurz: sehr schöne Bekanntschaften. Es war besonders eine da, die mich anbetete; sie hieß Adele von Lam-

prade. Wir waren wie zwei Schwestern, staken immer beisammen. Wenn man uns suchte, konnte man sicher sein, uns beisammen in irgend einem Winkel des Gartens zu finden, am Fuße eines Baumes sitzend und uns ganz leise Geschichten erzählend, endlose Geschichten. Ich wäre denn im Kloster sehr zufrieden gewesen und hätte niemals gewünscht, daselbe zu verlassen, wenn ich nicht schon als ganz kleines Mädchen, kaum vierzehn Jahre alt, ein wahnsinniges Verlangen zu heirathen gehabt hätte.



## Im Foyer.



— Wenn Du einen Schwimmmeister suchst, Miniche, denk' an uns . . .

— Ach, die Herren könnten sich einen bösen Schnupfen holen!



— Allein Herr, ich bin ein anständiges Mädchen!

— Ich weiß es, Fräulein.

— Und will es auch bleiben!

— Pardon, Das wußte ich nicht.

Denn, ich muß es euch schon sagen: die ehrbaren Mädchen sind höchst ehrbar, aber es gibt Augenblicke, wo sie gar sehr denjenigen gleichen, die es nicht sind. Die Cocotten am Beginn ihrer tollen Laufbahn, die noch ärmliche Kleider zu einem Franc die Elle Stoff tragen, träumen von Theatern, eleganten Cafés, lustigen Bällen, wo man Herren trifft, die sehr chic sind, Russen, Engländer, Ungarn. Wenn man da hingehen könnte, wie die Anderen, könnte man schöne Toiletten haben, man würde freigebige Herren finden, die mit dem Gelde nicht knausern. Nun denn: die ehrbaren Fräulein haben beiläufig dieselben Gedanken, mit dem Unterschiede immerhin, daß sie von einer Welt träumen, in der man nicht Liebhaber, sondern Gatten findet.

In dem Kloster, wo ich war, dachte man so viel ans Heirathen, und Diejenigen, die nicht sehr schön oder nicht sehr reich waren, hatten eine solche Furcht, alte Jungfern zu werden, daß wir bei Tage und bei Nacht (besonders aber bei Nacht) zu unseren Schutzheiligen und zur heiligen Muttergottes beteten, daß sie uns einen Gatten bescheren möge, sobald wir zu unseren Eltern zurückkehren würden.

Und man wandte noch ein anderes, viel besseres Mittel an.

Ihr wißt vielleicht nicht, daß es nichts gibt, was so sehr geeignet wäre, einer Heirathslustigen Glück zu bringen, als der Besitz eines Häubchens, welches eine Neuvermählte in der Brautnacht benützt hat. Aber wir wußten es. Die Sache war ganz sicher; da gab es keinen Zweifel und keinen Widerspruch. Man

wußte zwanzig Beispiele anzuführen. Mädchen, die sehr häßlich, sehr dumm und sehr arm waren, (man erinnerte sich noch ihrer und wußte ihre Namen zu nennen) hatten zwei Wochen nach ihrer Rückkehr ins elterliche Haus geheirathet, bloß weil sie im Besitze eines solchen Häubchens waren.

Ihr könnt euch denken, wie man sich um ein solches Amulet „riß“. Es war denn auch unter uns vereinbart und beschworen, daß diejenige, die zuerst heirathen würde, nicht verabsäumen durfte, das kostbarste Glücksstück der nächsten einzusenden. Als Adele von Lamprade das Kloster verließ, warf ich mich schluchzend an ihre Brust und flüsterte ihr ins Ohr:

— Du wirst mir Dein Häubchen schicken, nicht wahr?

Und sie schickte es mir in der That. Es war hübsch, sehr hübsch. Aus durchsichtiger Mouffeline gefertigt, mit Spitzen besetzt, nicht sehr lang, mit kurzen Ärmeln, ein wenig ausge schnitten . . .“

Hier unterbrachen wir Rose Mousson. Was sie uns da schilderte, war kein Häubchen; ein Häubchen hat doch keine Ärmel und ist nicht ausge schnitten . . .

„Ihr seid albern!“ rief sie, sich in ihrem Fauteuil zurücklehnd. „Ich sage, es war ein Häubchen und zwar ein sehr hübsches.“

Nun war ich sicher, daß ich heirathen würde, und wahrhaftig: sobald ich in mein Elternhaus zurückgekehrt war, benahm ich mich mit vollendeter Impertinenz und kokettirte mit aller Welt. Was hatte ich zu fürchten? Ich konnte dem Einen

zulächeln, dem Andern meine Hand länger als nöthig überlassen; mir konnte keine Unflugheit Schaden bringen, da ich im Besitze des Häubchens war. Ich trieb es immer toller, so toll, daß ich einmal um zehn Uhr Abends mit einem jungen Better, der seine Ferienzeit bei uns zubrachte, in den Garten hinabging. Der Better wollte mir ein Nachtigallen-Nest zeigen, das er im Mauerwerk, hinter einer Linde, entdeckt hatte. Er behauptete, das Ding wäre bei Nacht besser zu sehen.

Mein Better war sehr nett, ein schlanker, brauner Junge mit einem artigen Schnurbärtchen. Er betrachtete mich mit zärtlichen Blicken, die mir durch die Augen sanft und warm bis in das Herz drangen. Und dazu sprach er herrliche Worte, die ich nur vergessen habe, weil ich seither viele andere hörte. An jenem Abend aber, unter den laubreichen, schattigen Bäumen, berauschten mich diese Worte, und während wir das Nest suchten, überließ ich mich gerührt und schmachtend den Armen des Better's, der mich immer stärker an sich preßte und von Zeit zu Zeit einen Kuß auf meine Haare drückte. . . . Plötzlich glitt der Better auf dem Grase aus und zog mich im Falle mit sich. Es hatte nämlich am Morgen jenes Tages geregnet. Doch mir war es gleichgiltig, daß es am Morgen geregnet hatte und daß mein Better ausgeglitten war. Es war mir auch gleichgiltig, daß ich von meinem Vater ausgescholten wurde, als wir später in den Salon zurückkehrten. Hatte ich doch keinen Grund zur Unruhe, da ich sicher war, daß mein Liebhaber mich heirathen würde, sintemalen ich mich im Besitze des Häubchens wußte. Aber Schnecken! Acht Tage später ging der Better seiner Wege und nie wieder hörte ich von ihm reden. Und darum trinke ich heute Abend Sekt mit euch, in diesem abscheulichen, roth und grün tapezirten Kabinet, wo ich seit zehn Jahren mich viermal in der Woche entsetzlich langweile."

Die große Clementine brach in ein lautes Gelächter aus.

— Lauter Dummheiten! nichts als Aberglaube! rief sie. Du siehst jetzt, was das Brauthäubchen Dir genügt hat.

Doch Rose Mousson erwiderte mit einem allerliebsten Ernste, den wir an ihr noch nicht gekannt hatten, mit dem Ernste eines Kindes, das sein Spielzeug vertheidigt:

— Es geziemt sich nicht, über solche Dinge zu lachen. Ich glaube daran noch immer. Die Mädchen im Kloster haben sich nicht getäuscht. Wenn man das Häubchen einer Neuvermählten besitzt, ist man sicher, bald zu heirathen. Allein, es gibt einen Unterschied zwischen Häubchen und Häubchen.

— Was willst Du damit sagen? fragte Clementine.

— Höre nur. Nach der Flucht meines Better's ging ich zu Adele von Lamprade und erzählte ihr meine Geschichte. Die Aermste brach in Thränen aus und rief: „Ich begreife Alles; oh, ich begreife Alles!“ Darob gerieth ich dermaßen in Zorn, daß ich sie schier prügelte. Ohne Zweifel hatte sie mich getäuscht und hatte mir nicht ihr Brautnächthäubchen, sondern ein anderes gesandt. „Oh nein, nein! erwiderte sie erröthend; — es war das richtige, aber mein Mann hatte es mir — ausgezogen.“



Die „Künstlerin“ auf Reisen.

„Was? 600 Mark? Das ist ja eine schändliche Presserei! Rufen Sie mir den Wirth!“

Der Wirth erscheint. Amanda verschließt hinter ihm die Thüre: „So, nun quittiren Sie die Rechnung oder ich schreie um Hilfe! . . .“

J...eh.

\*

Im Café.

Garçon: Mein Fräulein, der Herr dort drüben läßt bitten . . .

Dame: Sagen Sie dem Herrn, ich muß bedauern, ich warte auf einen Andern.

Garçon: . . . läßt bitten um den „Caviar“.

J...eh.

\*

Im Atelier.

Dame: Ich möchte gerne gemalt werden. Wie viel kostet das?

Maler: Ein so reizendes Fräulein, wie Sie sind, male ich mit Vergnügen umsonst.

Dame: Umsonst? — Das ist mir viel zu theuer.

J...eh.

\*

Kindermund.

Die zehnjährige Toni zu ihrer Mutter:

„Mama, was bedeutet das: eine verlorene Frau?“

„Das ist eine Frau, die überall sehr leicht zu finden ist.“

J...eh.

\*

Cheleben.

— Du magst reden was Du willst, Karl, ich bin Dir nicht nachgelaufen.

— Ach, Du hast Recht, Fanny! Dir Mäusefalle läuft der Maus auch nicht nach und kriegt sie doch!

\*

„Die Ehe gleicht einem belagerten Platz. Diejenigen, die draußen sind, möchten hinein, und diejenigen, die drinnen sind, möchten hinaus.“

\*

In der Morgue.

Monolog eines Saufboldes vor der Leiche eines Ertrunkenen:

— Ja, ja, ich habe es immer gesagt: es gibt nichts Schädlicheres, als wenn man zu viel — Wasser trinkt.

## Wie das Wasser.

Von Th. de Banville.

### I.

Beide zusammen bildeten sie eine wahrhaft plastische Gruppe, ziemlich genau das berühmte Gemälde darstellend, auf welchem Philipp II. im Hofkleide abgebildet, seine Geliebte betrachtet, die nackt auf einem Ruhebette liegt. Flavien trug allerdings kein spanisches Mäntelchen, aber er trug ein Kostüm von modernstem Schnitt, aus englischem, hellem Stoff, mit schmalen, blauen Streifen. Was Isménie betrifft, so war sie nicht völlig nackt, da die naturalistische Poetik unserer Zeit die völlige Nacktheit nicht gestattet; aber es fehlte nicht viel dazu. Frei von jeder Hülle schimmerten ihre jungen Brüste wie zwei Blumen, und sie war umflossen von einem rostigen Stoffe aus chinesischer Seide. Indes betrachtete Flavien seine Freundin mit Augen voll ohnmächtigen Ingrimmes.



— Ach! rief er verzweifelt aus, falsch, falsch, falsch wie das Wasser!

— Ja, sagte Isménie mit ihrem sanften, naiven Lächeln, die Moden wechseln auch hierin. Schemals sagte man: „Treulos wie die Welle“; heute drückt man sich buchstäblicher aus . . .

— Ja, ja, wiederholte Flavien noch immer wüthend, falsch wie das Wasser!

— Jawohl, fuhr Isménie ruhig fort, dieser Vergleich, welchen übrigens Shakespeare einem Mohren in den Mund legt, kann angenommen und befolgt werden. Du sagst: falsch wie Wasser! Warum sagst Du nicht: erhaben, rein, erfrischend, gesund, stärkend wie Wasser? Welche Küsse vermögen besser, als die des Wassers, Dich eng und küßlich zu liebosen, indem sie alle Parzellen Deines Körpers zugleich berühren? Was vermag besser, als das weite Meer, Dich zu wiegen, Deine quälenden Sorgen zu lindern? Was gibt es Schöneres, als der silberschimmernde, von zitternden Bäumen eingesäumte Fluß, der in seiner leichtbewegten Fluth die Schatten des Laubes widerspiegelt? Ist in dem Glase Wasser, das Du an der kalten Quelle trinkst, nicht die erfrischendste und gesündeste Flüssigkeit enthalten? Das Wasser heilt alle Uebel, beschwichtigt alle Fieber, kühlt alle Wunden. Es gibt keine anmuthigere Musik, als das Plätschern der Quelle, nichts Großartigeres, als den Wasserfall, der aus Schwindel erregender Höhe als weißer Schaum sich in den lichten Abgrund stürzt. Betrachte, mein Freund, das weite, wogende Meer; glaubst Du seiner Wasserfelder mit den Lichtfluthen und blizenden Diamanten jemals überdrüssig zu werden?

### II.

— Ja, sagte Flavien, das Meer glitzert und schimmert und wiegt die Schiffe wie kleine Kinder; dann plötzlich heult

der Sturm, segt der Orkan, wühlt die Fluth entsetzliche Abgründe auf, und die scheußliche See wirft die Trümmer von Fahrzeugen und fahle Menschenleichen an den Strand, deren verglaste Augen und verzerrte Mäuler dem Meer zu stuchen scheinen.

— Ach, entgegnete Isménie, ihr Männer handelt mit dem Meere gerade so wie mit den Frauen. Ihr befraget es, aber ihr wartet die Antwort nicht ab und glaubet dann, daß es gelogen habe, wenn es die Verheißungen nicht hält, die es nach eurer Meinung euch gemacht hat. Wenn das Meer glatt und ruhig ist, gleich dem heiteren Firmament, vertraust Du ihm Deine Schiffe an und sagst ihm: Nicht wahr, du wirst sie unverfehrt lassen, wirst sie nicht umstürzen, wirst sie sanft nach fernen Landen tragen? Doch das Meer, das Dich nicht gehört, hat sich niemals verpflichtet zu verhindern, daß die schwarzen Wolken sich verdichten, alle Donner des Himmels losbrechen, der Typhon seine furchtbaren Backen aufblase. Es hat sich auch nicht verpflichtet, unbeweglich zu bleiben, und wenn es sich auf seiner breiten Flanke umwendet, segt es euch hinweg, Dich und Deine Rußschalen, ohne auch nur zu wissen, daß ihr existiret.

— Wir wollen das Gleichniß nicht weiterführen, sagte Flavien. Deine Augen sind Lügen, Deine Lippen sind Lügen, Deine Küsse sind Lügen; nicht das kleinste Theilchen Deines Leibes ist unbefleckt geblieben. Du hast mich betrogen zu Beginn, in der Folge, gegenwärtig und immer, wie alle Frauen betrügen.

— Ich glaube nicht, daß die Frauen jemals betrügen, erwiderte Isménie. Warum sollten sie sich auch zu diesem nutzlosen Danaidenwerke entschließen? Die Männer genügen vollkommen, um sich selber zu betrügen, sie brauchen keine Hilfe dazu, denn sie sind in dieser Sache wahre Künstler. Sie nehmen bereitwillig einen Kürbis für eine Lilie und wenn sie ihres Irrthums inne werden, schreien sie mit rührender Aufrichtigkeit: „O Himmel! wer hätte geglaubt, daß diese Lilie ein Kürbis sei!“

Flavien aber fuhr fort:

— Du hast mich betrogen mit Septime, mit Cäsar, mit Méderic, mit Damase, mit Guy, mit Severin, mit Saturnin, mit Serge und noch vielen Anderen. Ist's wahr?

— Ei, rief Isménie naiv, und wenn es wahr wäre, was wüßte ich davon und wie soll ich mich dessen erinnern? Wenn das Wasser, welchem ich gleiche, — mag es frei unter dem Himmel dahin fließen oder als tiefer See unbeweglich daliegen — Schatten, Lichter, Glanz, verschiedene Bilder widerspiegelt und der Wind sie zerstreut und auseinandergefegt hat: kann es sich dieser flüchtigen, so schnell zerflatterten Gesichte erinnern? Uebrigens glaube ich nicht, daß ich Dich mit den Leuten, die Du aufgezählt hast, betrogen hätte. Denn wenn ich mich gut erinnere, hast Du ganz frei, mit wahrer Begeisterung, ohne durch Jemanden oder durch Etwas gezwungen zu werden, mir gesagt: „Ich liebe Dich!“

— Gewiß! rief Flavien, ich habe Dir's gesagt aus tiefstem Grunde meiner Seele, mit Seufzern und Schluchzen und Thränen, mit der begeisterten Anbetung, die man nur für Götinnen hat.

III.

— Nun denn, fuhr Isménie fort, ein Mann, der nicht lügt wie ein Zahnbrecher, und der einer Frau gesagt hat: „ich liebe Dich“ — hat mit diesem einen Worte die Verpflichtung auf sich genommen, vor Allem ihre Sinne zu befriedigen, dann ihr Herz, ihren Geist, ihre Kaprizen, ihr die Bewegung und die Ruhe zu verschaffen, sie zu unterhalten, wie ein kleines Mädchen, dem man hundert Puppen zugleich gibt. Er muß ihr Perlen holen aus Flandern, Perlen aus Ophir, Diamanten aus Golconda, kostbare Seidengewebe aus Lyon. Er muß ihr eine Wohnung einrichten, deren Möbel Wunder sind an Eleganz und Kunstgeschmack; er muß ihr Wagen beistellen, die nicht wie bessere Fiaker aussehen, und selbst in der Großstadt Früchte und Gemüse für sie finden, die nicht in übelriechenden Treibhäusern gezogen wurden. Wenn Du Alldies gethan hast, wenn Du auf einen noch nicht ausgesprochenen Wunsch von mir stets bereit bist, mich in die Umgebung der Stadt oder nach dem höchsten Gipfel des Himalaya spazieren zu führen; wenn Du, um mich zu zerstreuen, mit unerschöpflicher Erfindungsgabe mir Geschichten erzählt hast, schöner als die der Scheherezade; wenn Du, so ich zu lesen Lust bekam, mir Romane zu finden gewußt hast, in welchen nicht alle Frauen Regen und nicht alle Männer Dummköpfe sind; wenn Du für mich der Gatte gewesen bist, auf welchen jede Frau Anspruch hat, das heißt ein junger Herkules; wenn Du, so ich es wünschte, mir Gesellschaft geleistet hast, und, so ich es verlangte, mich allein gelassen hast; wenn Du dieses Programm genau erfüllt hast, zu welchem Du mit dem Worte: „ich liebe Dich“ — Dich verpflichtet hast, dann ist es wahrscheinlich, daß ich Dich nicht betrogen habe, daß Du Dich nicht betrogen hast, daß ich Dir treu geblieben bin.

— O Himmel! sagte Flavien, wie ist es möglich, daß Du mit diesem heuchlerischen Herzen, mit dieser verrätherischen Seele diesen jungfräulichen Mund, diesen unschuldigen Blick, diese kindlichen Züge habest, die eine fleckenlose Reinheit ausdrücken?

— Wenn ich sie habe, so verdiene ich sie ohne Zweifel, sprach Isménie; denn wir können uns ein Gesicht nicht stellen und können unsere Seele nicht hindern, unsern Leib zu formen. Ich bin in der That unschuldig wie der Wind, wie die Welle, wie die Wolke und bin nicht grausamer, denn ein Tiger oder eine Taube.

— Doch, doch! sagte Flavien, falsch wie das Wasser. Selbst Dein Name Isménie gehört nicht Dir und Du heißest in Wirklichkeit Josephine. Die Geschichte, die Du mir als die Deinige erzählt hast, ist ebenfalls erfunden und Du bist vom gemeinsten Blute, im Straßenkoth geboren. Selbst Dein feuergoldiges Haar ist eine Lüge, denn Du bist von Natur braun, fast schwarz und hast nur durch Anwendung von Essenzen und kosmetischen Mitteln diese trügerische Vergoldung erreicht.

IV.

— Das ist also eine vollständige Strafuntersuchung, entgegnete Isménie. Wohl denn, ich will Punkt für Punkt darauf antworten. Als Du zum ersten Mal mich traiffst, sagtest

Du, die Augen verdrehend: „Nicht wahr, mein Herz täuscht mich nicht und Sie heißen Isménie?“ Wie hätte ich da Knall und Fall Dir gestehen können, daß ich Josephine heiße? Gern würde ich Dir meine wahre Geschichte, die eine schreckliche und tragische ist, erzählt haben; aber Du hast es vorgezogen, daß ich — wie in einem Roman von Paul de Kock — in einem Offiziersstüchternstitut erzogen, die Waise eines auf dem Felde der Ehre gefallenen Majors sei. Es konnte doch nicht meine Sache sein, Dir da zu widersprechen. Was meine Haare betrifft, so wollen wir darüber reden. Erinnerere Dich nur. Als wir in Italien, vor den Gestalten Paul Veronese's standen, warst Du von stummer Verzweiflung ergriffen; Du stiehest Seufzer aus, um Steine damit zu spalten, während Du meine herrlichen schwarzen Haare betrachtetest, und Dein zuckender Mund, Deine Blicke, Dein verstörtes Gesicht, Alles rief mir zu: „Warum bist Du nicht blond?“ — Ich bin denn blond geworden, weil Du es wünschtest, indem ich die Mittel jener Venetianerinnen anwandte, die einst einem Veronese Modell geflossen. Ich bin jetzt blond; wenn Du mich roth oder kastanienfarben haben willst, so kostet es auch nicht mehr.

— Ach! seufzte Flavien, das tolle, lügenerische, verrätherische, ewig falsche Wasser kann man nie verlassen, denn sein blendender Schimmer, seine wechselnden Reflexe, sein flüßiges Gold, in welchem das Weiß der Lilien und das Gefunkel der Sterne zittert: sie erwecken in uns immer wieder ein gieriges Verlangen nach ihm . . .

— Man kann ihm den Rücken kehren, sich Augen und Ohren verschließen und geradeaus vor sich hingehen, bis man in Lande kommt, wo kein Meer zu sehen, noch zu hören ist.

Allein Flavien sank in die Kniee vor dem Bette, auf welchem Isménie ruhte und seufzte tief und vergoß reichliche Thränen. Lange küßte er ihre göttlichen Füße, die Nägel ihrer Behen, die Rosenblättern glichen.

— Nein, sagte er endlich, ich kann Dich nicht verlassen, ich kann nicht fliehen, ich bin hier festgebannt durch Dein kindliches Lächeln, und da Du treulos bist, liebe ich Dich als eine Treulose. Ich wünsche, daß Du es unaufhörlich und immer seist: flatterhaft, falsch und treulos. Sprich, wird dem so sein?

— Ei, ich kann ein solches Versprechen nicht geben, sagte Isménie; denn würde ich mich verpflichten, treulos zu sein, dann würde ich wahrscheinlich sogleich treu werden! . . .

— Oh, stöhnte Flavien, wahnsinnig vor Liebe, — sage, daß Alldies ein böser Traum sei, daß Du mich niemals betrogen hast, daß Du mich liebst und mir stets treu bleiben wirst.

— Gewiß, mein Theurer; ich liebe Dich und werde Dich stets lieben, und werde Dir treu bleiben, treu — wie das Wasser.





— Wird mein Mann mich nicht zu stark dekolletirt finden?  
— Nehmen Sie höher hinaufreichende Handschuhe, Madame!

### Das unerschöpfliche Thema.

Von Al. Teuffler.

Das Wundersamste ist doch so ein Frauenauge! Das kann sprechen und schweigen, lachen und weinen, jauchzen und leiden.

\*

Die Stufenleiter der Leidenschaft führt nach abwärts und nicht nach aufwärts.

\*

Eine liebende Frau ist eine Zierde der ganzen Welt.

\*

Die Frauen finden stets den richtigen Weg, um auf — falsche Bahnen zu gerathen.

\*

Erzähle der Frau, die Du liebst, einen Tag kein Geheimniß und sie wird Dir zur Last legen, daß Du sie vernachlässigst.

\*

Mancher gewöhnt sich die Liebe erst ab, wenn er — heirathet.

\*

Eine kokette Frau ist sich aller ihrer Reize bewußt, eine lebenswürdige kennt nicht einmal ihre Lebenswürdigkeit.

\*

Kokette Frauen sind nur scheinbar verheirathet, denn sie gehören niemals einem einzigen Manne an.

\*

Eine Frau denkt gewöhnlich erst dann über ihren ersten Fehltritt nach, wenn sie keine Gelegenheit hat, einen — zweiten zu begehen.

\*

Wenn der erste Liebhaber kommt, vergessen die Mädchen regelmäßig ihr erträumtes — Ideal.

\*

Die Frauen sind Kinder, nur muß man ihnen statt Märchen — Geheimnisse erzählen.

\*

Wenn eine Frau schwankt, dann begeht sie schließlich doch den Fehltritt, denn sie fürchtet, sich später eines — Besseren zu besinnen.

\*

Oft ist das Strumpfband das einzige Band, welches die Liebenden zusammenhält.

\*

Wenn Zwei die Thorheit der Ehe begehen, so findet sich stets ein Dritter, der klug genug ist, sich dazu zu gesellen.

## F i f i n e

oder

### wie Mathilde zu einem Liebhaber kam.

Humoreske von Ignaz Pauer.

I.

Herr Bruno Maier ist Geschäftsreisender. — Zweimal im Jahre kommt er nach B., wo er bei seiner Freundin Fisine Absteigquartier zu nehmen pflegt. Auch heute eilt er sogleich nach seiner Ankunft zu ihr, doch findet er deren Wohnung, welche parterre liegt, verschlossen. Zum Glück ist ein Fenster offen. Er schreibt schnell einige Zeilen auf seine Karte, wirft diese in das Zimmer und entfernt sich mit dem Vorsatze, später wiederzukommen.

Fräulein Fisine gehörte zum allerschwächsten Geschlechte und erfreute sich eines keineswegs zweifelhaften Rufes. Trotzdem wurde ihr auf Drängen der übrigen Hausbewohner — namentlich der weiblichen — die Wohnung gekündigt und an den Privatier Herrn Benjamin Liebreich weiter vermietet. Dieser trat nun mit dem Fräulein wegen Ablösung einiger Einrichtungen in Verbindung. Fisine mußte aber sehr gut eingerichtet gewesen sein, denn der Privatier hatte so viel abzulösen, daß diese Verbindung auch nach erfolgter Ueberfiedelung fort dauerte. Benjamin fand solches Gefallen an diesen Unterhandlungen, daß er zum Beispiel wegen einer alten Ofenröhre, die das Fräulein in der früheren Wohnung zurückgelassen hatte, täglich mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Eigentlich aber war es nicht Fisines Ofenröhre, sondern etwas ganz Anderes, was ihn derart fesselte. In der That besaß das Fräulein Dinge genug, deren nähere Bekanntschaft höchst wünschenswerth sein mochte; allein Herr Liebreich hätte solche Bekanntschaften meiden sollen, denn er war schon seit längerer Zeit verheirathet. Sein Betragen verdiente daher vollen Tadel und dies umsomehr, als er trotz der eigenen „Seitensprünge“ seine Frau, welche ihn nie betrog, mit größter Strenge behandelte und überdies im höchsten Grade eifersüchtig war. Frau Mathilde zählte um zwanzig Jahre weniger als ihr Haustyrann und wenn sie sich bisher keine Untreue zu Schulden kommen ließ, so war es vielleicht nur deshalb, weil sich hierzu noch keine Gelegenheit dargeboten hatte.

Herr Liebreich war gegen Abend nach Hause gekommen. Die Unterhandlungen mit Fisine hatten diesmal etwas länger gedauert. Er betrat das Zimmer seiner Frau, welche wegen einiger Einkäufe heute erst später zurückkommen sollte. Ein weißer Gegenstand auf dem Fußboden fesselte seine Aufmerksamkeit. Benjamin fuhr darauf los, wie ein Fleischerhund. Es war eine Visitenkarte. Da es schon ziemlich dunkel war, trat er zum Fenster um zu lesen. — „Bruno Maier“ stand auf der Karte und unter diesem Namen mit Bleistift gekritzelt: „Bin so eben angekommen, erwarte mich heute Abend.“

Der Privatier taumelte, wie vom Schläge gerührt. Er mußte sich setzen und es dauerte eine ganze Weile, bis er — mit diesem Beweise der Untreue seiner Frau in Händen — die Besinnung einigermaßen wieder erlangte. Wer war dieser Maier? In B. gab es deren hunderte — eine ganze Maiererei! Aber Bruno! Diesen seltenen Namen konnten doch nur we-

nige führen! . . . Benjamin zog das Adressenbuch zu Rathe und fand, was er suchte — einen einzigen Bruno — Professor der französischen Sprache. — „Ha! mit diesem Herrn werde ich deutsch reden, daß er sein Leben lang daran denken soll!“ knurrte der erzürnte Gatte grimmig; dann schleuderte er das Buch in eine Ecke und eilte racheschnaubend davon.

II.

„Aber ich sage Ihnen, Martha, das Wasser ist ganz kalt!“

„Ganz kalt? Wollen Sie denn gesotten werden?“

„Ich will aber auch nicht erfrieren, hu—u—sch — Sie wissen, der Arzt —“

„Papperlapap — der Arzt hat Ihnen manches Andere auch verboten, was Sie dennoch thun — oh — ich kenne Ihre Schliche!“

„Sie thun mir Unrecht, Martha!“

„Unrecht? Ihnen?! Ha, das ist stark!“ — und die dicke Wirthschafterin brach in ein höhnisches Gelächter aus.

Frau Martha Saftig versah schon seit vielen Jahren die Dienste einer Haushälterin bei Professor Bruno Maier. Wie man sieht, verkehrte sie mit ihrem Herrn in einem Tone, der in puncto Respekt Einiges zu wünschen übrig ließ. Das kam aber daher, daß ihr der Professor für eine kleine Gefälligkeit, die sie ihm hie und da erwies, versprochen hatte, sie bei Gelegenheit zu heirathen. Wohl wäre diese Gelegenheit täglich durch vierundzwanzig Stunden vorhanden gewesen, doch konnte sich Herr Maier nicht entschließen, dieselbe zur Erfüllung seiner Zusage zu benützen, was die Wirthschafterin in eine andauernd gereizte Stimmung versetzte. Hiezu kam noch, daß sie den armen Professor beständig im Verdachte hatte, daß er sich für die geringe Aufmerksamkeit, die sie ihm erwies, anderweitig schadlos halte. Sie gab ihren Vermuthungen in dieser Richtung auch stets unverhohlen Ausdruck, insbesondere dann, wenn Herr Maier — wie eben jetzt wieder — von einer seiner häufigen Reisen zurückkehrte. Um sich von den dabei ausgestandenen Mühseligkeiten ein wenig zu erholen, pflegte der Professor bei solchen Gelegenheiten ein warmes Bad zu nehmen, wobei ihm die würdige Haushälterin durch sehr anzügliche Redensarten noch wärmer machte, da sie die Ermüdung ihres Gebieters ganz anderen Ursachen zuschreiben zu sollen glaubte, als den Strapazen der Reise. Martha nahm sich dabei kein Blatt vor den Mund, war ihr doch der kleine Herr Maier in seiner Wanne schutzlos preisgegeben und wenn er auch noch so ungeduldig im Wasser plätscherte, so mußte er doch die beängstigende Thätigkeit ihres nimmer ruhenden Verleumdungs-Apparates über sich ergehen lassen.

Sie hat höhnisch aufgelacht, als sich der Professor über das Unrecht beklagte, das ihm durch grundlose Verdächtigungen zugefügt wurde und will nun die unerquidliche Debatte weiterführen, als von außen heftig geläutet wird. Frau Martha eilt hinaus, um zu öffnen.

III.

„Herr Maier zu Hause?“ klingt ihr die energische Frage entgegen.

„Sie wünschen?“

„Mein Name ist Liebreich — Benjamin Liebreich — ich glaube, Das genügt!“

„Ich heiße Martha Saftig.“

„Ihr Saft interessirt mich nicht — ich will Herrn Maier — — sprechen!“

„Er ist im Bade.“

„Soooo? im Bade? wahrscheinlich zur Stärkung — ich finde das begreiflich,“ höhnt Liebreich.

Mit dem Instinkte der Eifersucht wittert die dicke Wirthschafterin in dem sonderbaren Besucher einen betrogenen Ehemann, der da gekommen war, ihren Herrn zur Rede zu stellen. In der Stimmung, in der sie sich befindet, kann ihr nichts erwünschter sein, als ein kleiner Skandal. Ohne Rücksicht auf die augenblickliche Situation des Professors öffnet sie die Thüre und läßt Herrn Liebreich auf sein Opfer los.

„Ah, da sind Sie ja, mein lieber Herr Bruno, — mein süßer Bruno — mein schöner Bruno — ich bringe Ihnen Gruß und Kuß von Ihrer Mathilde, welche nebenbei ein wenig meine Frau ist,“ knirscht Benjamin.

Der Professor glaubt es mit einem Narren zu thun zu haben, er zittert, daß das Wasser hoch ausspritzt. Martha betrachtet mit wonnevollen Blicken die Szene.

„Mein Herr — was wol—len Sie?“ stottert Herr Maier ängstlich.

„Was ich will, mein Kleiner? Abholen will ich Dich zum Rendezvous — ja — — abholen“ spricht er nochmal wie in Gedanken zu sich selbst . . . Es war ihm da plötzlich eine Idee gekommen. Mit einer raschen Wendung stürmt er zur Thüre hinaus. Verblüfft — mit offenem Munde — starrt ihm die Haushälterin nach, der Professor athmet wieder auf. Doch noch hat er sich von seinem Schrecken nicht so weit erholt, um seinen Gefühlen Ausdruck geben zu können, als die Thüre abermals aufgerissen wird und Liebreich — roth vor Aufregung — in derselben erscheint, gefolgt von zwei handfesten Dienstmännern. Auf einen Wink ihres Führers ergreifen diese die Wanne und heben sie empor. Der Professor protestirt energisch, — mit einem verzweifelungsvollen Sprunge will er sein Aquarium verlassen, doch Liebreich stößt ihn zurück: „Nur ruhig, Kleiner, Du kommst jetzt zum Rendezvous, meine Frau stirbt sonst vor Sehnsucht!“ — Martha klatscht vor Vergnügen Beifall, sie deckt ein großes Leinentuch über den Professor, dann setzt sich der Zug in Bewegung . . .

#### IV.

Frau Mathilde war nach Hause gekommen und stand eben im Begriffe Licht zu machen, als die Thüre leise geöffnet wurde.

„Bist Du da, Fifine?“ —

Die junge Frau erschrad heftig. In der Dunkelheit konnte sie den Sprecher nicht erkennen, welcher sich ihr genähert und ihre Hand ergriffen hatte. „Nun, warum redest Du nicht? Ich bin's — Bruno!“ —

„Was wollen Sie? — Ich kenne Sie nicht, ich rufe um Hilfe!“ zitterte es von Mathildens Lippen.

Bruno trat zurück: „Teufel! das ist nicht Fifine, — es scheint, ich habe mich geirrt!“ Er ließ ein Wachslichtchen aufflammen und mit einem Ausrufe der Ueberraschung standen sich die Beiden gegenüber. Sie hatten sich erkannt — erkannt als Gespielen aus den fernen Tagen der Kindheit, wo sie

einander herzlich zugethan gewesen. Sie hatten einander dann aus dem Gesichte verloren, aber niemals ganz vergessen. Man machte Licht. Bruno erzählte den Irrthum, durch welchen er hergeführt worden war, — man suchte die Karte, welche er beim Fenster herein geworfen hatte, ohne sie zu finden. Die Unordnung im Zimmer zeigte, daß Herr Liebreich hier gewesen und dieselbe gefunden haben mußte. Mathilde bebte bei dem Gedanken an die Eifersucht ihres Gatten. Sie bedurfte dringend des Trostes und Bruno unternahm es, ihr denselben nach Kräften zu spenden . . .

Ein lautes Geräusch an der Thüre schreckte die Beiden aus ihrem tröstlichen Thun empor. Mathilde erkannte die Stimme ihres Gatten und öffnete. Der empfangene Trost hatte ihr Muth gegeben, dennoch konnte sie ihr Erschrecken nicht verbergen, als sie ihren Mann und sein mysteriöses Gefolge erblickte. Die beiden Träger stellten ihre Last im Zimmer nieder und im selben Augenblicke wurde es unter dem Tuche lebendig. Der Professor, welcher bisher theils aus Angst, theils um einen Skandal auf offener Strasse zu vermeiden, Alles über sich ergehen hatte lassen, war heftig gestikulirend in die Höhe gefahren. Mit feierlicher Geberde enthüllte Liebreich das Schandmal der vermeintlichen Untreue seiner Frau. Der Professor benötigte seine Freiheit, um mit einem kühnen Sprunge seinen nassen Käfig zu verlassen. Mit drohend erhobenen Fäusten stürzte er auf Benjamin zu: „Diese Infamie sollen Sie büßen, ich tödte Sie!“

Der Angefallene hielt ihn fest. „Nur ruhig, Kleiner, ich habe Dich zu Deiner Mathilde gebracht, welche Dich erwartet hat!“

„Benjamin, was soll Das heißen?“ rief Mathilde erregt.

„Was Das heißen soll? — Nun, da ist die Karte, die er an Dich geschrieben hat; oh — ich weiß Alles, meine Theure!“

„Diese Karte ist von mir, ich habe sie geschrieben,“ mischt sich Bruno in die Debatte.

Erst jetzt bemerkt Herr Liebreich den Anwesenden. Er hält den nackten Professor noch immer fest, welcher mit dem Aufwande aller Kräfte irgend eine Deckung vor Mathildens Blicken sucht. Endlich ringt er sich los und drapirt sich malerisch in das Leinentuch.

Es kommt zu Erklärungen. Bruno stellt sich vor. Er erzählt sein Mißverständniß und erwähnt dabei Fifinens, was Herrn Benjamin einigermaßen aus der Fassung bringt und seinen Muth herabstimmt. Mit der Miene gekränkter Unschuld und einem vorwurfsvollen Blick auf Martha, welche sich ihm genähert hat, hört der Professor zu. Die Sache war nun vollständig aufgeklärt. Die beiden Dienstmänner luden den Professor freundlichst ein, in seiner Wanne Platz zu nehmen und sich wieder nach Hause tragen zu lassen. Dieser weigert sich jedoch entschieden und auch Liebreich will es nicht zugeben. Die Männer wurden entlohnt und zogen ab.

Ein gemeinsames Souper vereinte die kleine Gesellschaft, wobei der Professor Benjamins Hosen trug und dieser sich im Stillen gelobte, alle weiteren Ablösungs-Unterhandlungen mit Fifine abzubrechen. Frau Mathilde aber hatte den lang ersehnten Herzensfreund gefunden. Der Zufall hatte wieder einmal eine sehr geschickte Hand.



Treffend.

Die kleine Frau K. entwickelt eine auffallende Eleganz in ihren Toiletten, obgleich ihr Mann nur ein sehr bescheidenes Einkommen hat.

— Wovon kleidet sich diese Frau? fragt Jemand erstaunt.  
— Vom Entkleiden! antwortet ein Eingeweiheter.

\*

Aus Schriftstellerkreisen.

Madame B., die sich gern für einen Blaustrumpf gibt, ist mit einem Duzend Kinder gesegnet.

— Merkwürdig! rief Kollege S. neulich aus, — diese Frau scheint nur auf geripptem Papier zu schreiben.

\*

Auch ein Grund.

Graf N. zur kleinen Bibi:

— Bibi, warum kehrt Du nicht auf den Pfad der Tugend zurück?

— Unmöglich, Graf, sagt die Kleine, — ich bin zu sehr an den Sekt gewöhnt.

\*

Begreiflich.

Linchen, ein reizender Backfisch von 14 Jahren, ist neulich von Mama ins Theater mitgenommen worden. Am anderen Tage wurde sie von einer älteren Freundin gefragt, wie das Stück ihr gefallen habe.

— Oh, entzückend! ruft Linchen aus; — alle Mädchen in dem Stücke bekommen Männer.

\*

Brautwerbung.

Herr Ludwig bewirbt sich um die Hand des Fräuleins Adalgunde.

— Theurer Engel! deklamirt er, — ich bete Sie an, seien Sie mein Weib!

— Ach, Herr Ludwig, stötet Adalgunde, — dieses Geständniß kommt mir so unerwartet . . . Lassen Sie mir doch einige Tage Bedenkzeit . . .

— Bedenkzeit? Unmöglich! . . . Ich habe auch andere Ausichten.

(8)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Mein Freund, Sie sind in leidendem Zustande heimgeliegt, sagte sie; — darum wollte ich Sie bei mir behalten. Es ist nichts weiter . . .

— Nein, nein nein! jammerte er. Deswegen würdest Du mich nicht mit „Sie“ ansprechen. Ich kam nach Hause . . . dann lagst Du zu meinen Füßen . . . und an mehr erinnere ich mich nicht. Etwas hat sich ereignet, was ich nicht mehr weiß . . .

Da ward leise an die Thüre geklopft.

— Mama, ich bin's, flüsterte Paula durch das Schlüsselloch. Darf ich eintreten, um Papa zu sehen?

— Nein, jetzt nicht . . . hat Lépervié.

Lydia ging zur Thüre. Ja, man muß ihm diese Schande ersparen, dachte sie sich.

— Bald, mein Kind, sagte sie ihrer Tochter mit leiser Stimme. Papa schläft noch . . . aber er befindet sich viel besser.

Er hörte, wie das Kind sich im Korridor entfernte. Dann fragte er zögernd, ohne seine Frau anzuschauen:

— Waren die Kinder schon einmal da?

— Ja, sie waren da; aber ich verschloß die Thüre und ließ sie nicht eintreten. Und sie fügte leise und in mildem Tone hinzu: — Es hat Dich übrigens Niemand im Hause heimkehren gehört.

— Oh, sagte er, das Haupt in den Händen verbergend, ich verstehe Dich, großes Herz . . . Meine armen Kinder! . . . Du mußt den Vater vor ihnen verbergen . . .

Sie nahm wieder am Fenster Platz, ohne ihm zu antworten. Und es entstand ein tiefes Stillschweigen zwischen ihnen. Es ward so still, als wäre jeder menschliche Laut für immer aus diesem Zimmer geflohen. Nur das Ticken der Stuhluhr auf dem Kaminsims war vernehmbar und dieses Ticken ward in der tiefen, drückenden Stille immer stärker und stärker und es begann in dem hohlen Gehirnkasten des Präsidenten widerzuhallen und er begann mechanisch zu zählen:

— Eins — zwei — eins — zwei . . .

„Soll ich verrückt werden?“ fragte er sich, indem er feststellte, daß einzig und allein diese mechanische Funktion sich seiner bemächtigt habe. Er drückte die Hände an die Stirne, erhob sich, sank wieder zurück und begann von neuem zu zählen: „Eins — zwei — eins — zwei“ — ohne sich von dieser Bewegung des Pendels loszumachen. Er fühlte, daß das Wort allein die Macht haben werde, diesen blöden Bann zu brechen. Er wandte sich dann zu seiner Frau und rief:

— Lydia! oh Lydia!

Doch diese schüttelte das Haupt.

— Nein . . . wozu auch? flüsterte sie.

— Schilt mich! beschimpfe mich! Oh, Du hast das Recht dazu. Aber laß nicht diesen Abgrund des Schweigens zwischen uns! . . .

— Warum sollte ich Dich schelten? Ich könnte Dich nur beklagen; denn ich fühle wohl, daß ein anderer Mensch in Dich gefahren ist.

— Ja, ein anderer Mensch. Das ist das Unglück! . . .

Und doch bin ich es noch. Ach, bin ich wenigstens noch Deines Erbarmens würdig?

— Oh, sagte sie, das schneeige Haupt langsam schüttelnd, — mein Mitleid kann ich Ihnen nicht entziehen.

Unter der Wucht dieser grausamen Milde knickte er gebrochen zusammen. Er fand nichts mehr zu sagen und es ward wieder still. Das Zimmer ward ihnen zu einem Kerker und es war, als gäbe es eine Thüre zwischen ihnen beiden.

— Es ist wahrhaftig blöd, daß sie darauf verfallen ist, in unserem Hause zu bleiben, sagte sich Lépervié, indem er ohne jeden vernünftigen Uebergang seine Gedanken nach Rakma lenkte. . . . Wäre sie nicht da, so hätte ich zu ihr schlafen gehen können.

Wie durch diese Gedanken hervorgerufen ließ sich jetzt von der Treppe her Rakma's Stimme vernehmen, die Jemandem antwortend sagte:

— Sei doch geschickt! . . . Kann ich es hindern, daß er an meine Thüre klopfe?

Frau Lépervié war in die Höhe gefahren. Sie preßte die Hand an die Brust und sagte, den Gatten mit Blicken des Entsetzens betrachtend:

— Hören Sie Das?

— Ohne Zweifel hat sie mit Guy gesprochen, dachte er sich. Aber von wem sprach sie? Sollte ich an ihre Thüre geklopft haben? Sollte ich dermaßen betrunken gewesen sein, daß ich Dies that?

Und er nickte bejahend auf die Frage seiner Frau.

— So sage ihr doch, daß sie gehe! rief die arme Frau, auf ihren Sessel zurückfallend. Ihre Stimme fährt mir wie ein Messer durch das Herz. Soll ich sie in schmähtlicher Weise in Ihrer Gegenwart aus dem Hause jagen?

— Ja, es wird besser sein, wenn sie geht, sprach Lépervié sich erhebend. Ich werde ihr sagen, daß sie gehe.

Doch in dem Augenblicke, da er den Schlüssel umdrehen wollte, hielt er wieder an sich.

— Ach, sagte er mit müder und verlegener Miene; — Du solltest es doch mir überlassen, diese Sache beizulegen. Im Zorne sagt man Worte, die man nachher bereut. Es geziemt sich, daß nicht wir das Unrecht auf uns laden. Laß mich den richtigen Augenblick wählen und es wird Alles gut gehen.

Sie sah ihn plötzlich so erschrocken, eine solche Unterthänigkeit in seinen Geberden und seinen Blicken, daß sie noch einmal der Stimme der Milde Gehör schenkte.

— Wohl denn, thun Sie nach Ihrem Belieben, sagte sie. — Aber sie soll gehen!

Und sie dachte sich:

— Welch' ein feiges und schwaches Weib bin ich doch! Aber wenn ich ihn so unglücklich sehe, schwindet meine Willenskraft dahin. Ich fühle mich versucht, ihm zu sagen: „Behalte diese Dirne, wenn es Dir Vergnügen macht! Ich werde gehen und meine Kinder mitnehmen.“

— — — — —  
Die Woche ging vorüber und Rakma war noch immer im Hause. Er hatte einige Tage verstreichen lassen, obgleich er gegen sie erzürnt war. „Einmal muß es doch geschehen!“ sagte er sich. „Es gilt, ihr begreiflich zu machen, daß unser gemeinschaftliches Interesse diese Trennung erheischt.“ Und als seine

Gattin ihn einmal an die Sache erinnerte, entschloß er sich, sie in sein Cabinet zu rufen.

— Jemand muß uns belauscht haben, sagte er ihr ohne jede Einleitung. — Man weiß im Hause Alles. Ich hatte eine furchtbare Scene mit meiner Frau, die mir sagte, daß sie Alles wisse. Ach, wie verdrießlich! . . .

Doch sie zuckte nur mit den Achseln.

— Was soll ich da thun? sagte sie. Es war nicht zu vermeiden. Haben Sie wirklich geglaubt, daß dies nie bekannt werden wird? Ich versichere, daß ich darauf gefaßt war. Und nicht wahr: das erste Wort Ihrer Frau war, daß ich das Haus verlassen müsse?

— Von dem Augenblicke an, wo Alles offenkundig geworden, ist es schwer, unter einem Dache zusammenzuleben.

— Ah! ist das Ihre Meinung? Doch Ihre Meinung gilt da nicht viel. Auch ich habe meine Meinung darüber und diese ist nicht die Ihrige. Doch lassen Sie hören: was hat Ihre Frau Ihnen gesagt?

— Was Sie selbst soeben gesagt haben.

— Also eine Verabschiedung? Frau Lépervié stellt mir meine Bezüge ein. Nun, sie hat ja das Recht dazu. . . . Allein, ich bin nicht das Weib, welches sie glaubt, daß ich sei. Ich werde gehen; aber ich bin es, die ihr den Abschied gibt. Das ist der Unterschied.

— Ich sehe, daß Du die Sache von der richtigen Seite nimmst, sagte er erleichtert, indem er sie wieder duzte. Nun wird ja Alles gut gehen. Wir werden auf diese Idee zurückkommen, die Du anfänglich nicht annehmen wolltest. Wir werden irgendwo ein hübsches Heim haben; wir werden dann noch glücklicher sein. . . .

— Sie wissen, ich mag dieses Wort nicht. Und was die hübsche Wohnung betrifft, so kann ich Sie ob Ihrer spießbürgerlichen Großmuth nur bemitleiden. Haben Sie ernstlich geglaubt, daß ich einwilligen könnte, Sie in dem Hause zurückzulassen, aus welchem man mich verjagt hat? Bin ich einmal gegangen, werden Sie auch gehen müssen.

Sie schien den ersten Anprall mit ironischem Gleichmuth aufgenommen zu haben. Allein, als er vorsichtiger Weise schwieg, um nicht den gewonnenen Raum durch ein ungeschicktes Wort wieder zu verschmerzen, da begannen Schwefel und Lava in diesem weiblichen Krater wieder zu sieden und zu brodeln. Sie kreuzte die Arme über die Brust und ging wüthend in dem Zimmer hin und her. Dann blieb sie plötzlich stehen und langte vom Kaminsims ein kleine Statue der Themis aus sächsischem Porzellan herab. Dieses Bild, welches dem Präsidenten besonders lieb war, hielt sie diesem einen Augenblick unter die Nase. Mit dem Ausdrucke des Schreckens griff er nach dem zerbrechlichen Ding, um es ihr aus der Hand zu nehmen. Doch schon hatte sie geringschätzig die Finger auseinandergethan und im nächsten Augenblicke lag die Statuette in Scherben am Boden, zu Lépervié's Füßen. Der Präsident stand eine Weile wie versteinert da; er begann um seine Themis zu jammern und bückte sich, um die Trümmer aufzulesen.

— Ach, meine arme Themis! Lydia hat mir vor fünfzehn Jahren die Statuette zum Geschenke gemacht. Es war sehr boshaft von Dir, sie zu zerschmettern! Du bist schlimmer als ein wüthendes Thier.

Sie schaute ihn mit kühler Verachtung an und sagte:

— Man zerbricht mich und Sie finden kein Wort darüber zu sagen; um dieses armselige Stück Porzellan aber jammern Sie wie ein altes Weib! Das ist nur Staub; ich aber habe ein Herz und werde mich rächen!

Noch zwei Tage lang zeigte sie im Hause nicht den geringsten Willen, sich zu entfernen, und bewahrte vor Frau Lépervié und dem Präsidenten die Haltung einer Person, die sich hier rechtmäßig niedergelassen hat und die kein Schimpf von da hinwegzubringen vermag. „Er scheint ihr nichts gesagt zu haben“ — seufzte Frau Lépervié. Diese Verzögerung ward ihr unerträglich. Der Präsident selbst drückte sich, verbrachte seine Tage außerhalb des Hauses. Endlich verlor sie die Geduld und erwartete ihn eines Abends in seinem Kabinett.

— Nun? fragte sie.

Der Präsident antwortete ausweichend.

— Ja, ja, ich weiß was Du willst . . . Aber Du wirst doch einsehen, daß ich sie nicht vor die Thüre setzen konnte, wie eine Dienstmagd. Ich mußte ihren Stolz, ihre Eigenliebe schonen. Die Hauptsache war doch wohl, ihr den Dienst zu kündigen. Nun, ich habe ihr gesagt, was ich ihr zu sagen hatte. Du kannst ruhig sein; Alles wird gut gehen.

— Ach, seufzte Frau Lépervié, wie kannst Du mich so leiden lassen?

Ein Zufall führte sie alle drei in dem Speisezimmer zusammen. Sogleich kennzeichnete sich die Lage.

— Madame, sagte Rakma, der Herr Präsident hat mir mitgetheilt, daß Sie mir den Abschied geben?

Keine Bewegung war an dieser Stimme zu bemerken, die inmitten der beengenden, frostigen Stille des Zimmers plötzlich klar und scharf vernehmbar wurde. Lépervié richtete einen flehenden Blick auf sie. Seine Frau saß in stummer Betroffenheit da, von dieser Stimme, wie von einer Dolchspitze, im innersten Herzen berührt.

Da ihr Gatte schwieg, erbarmte sie sich seiner noch in seinem Niedergange und fand die Kraft, mit leiser Stimme zu antworten:

— Was geschehen, ist geschehen; wir wollen einander keine Vorwürfe machen. Ich wünsche Ihnen nichts Schlimmes.

— Madame, sagte Rakma lächelnd, das Eine fehlte noch, daß Sie mir die Güte zum Vorwurfe machen, die Sie für mich hatten.

Frau Lépervié schüttelte den Kopf.

— Niemals würde ich Ihnen davon gesprochen haben. Die Augen der Erzieherin verfinsterten sich zusehends.

— Nun denn, sagte sie, ich werde Ihnen davon sprechen, aber nur, um mich selbst anzuklagen, um im Augenblicke, da ich scheide, meiner Schande darüber inne zu werden, daß ich Sie gezwungen habe, mich aus dem Hause zu jagen.

Frau Lépervié machte eine abwehrende Handbewegung.

— Oh, ersparen wir uns gegenseitig harte Worte.

— Ja, lassen wir Das, fügte der Präsident hinzu, erstaunt über die Wendung, welche das Gespräch nahm.

Allein, die Erzieherin trat einen Schritt vor, legte die Hände an die Brust und sprach mit gesenkten Blicken, in ihrem schwarzen Kleide einer reinigen Bäuerin gleichend:

— Nein, ich bin mir meiner Unwürdigkeit zu sehr be-

wußt, als daß ich mich zum Schweigen entschließen könnte. Ich fühle das Bedürfniß, Ihnen zu sagen, welch' ein erbärmliches Geschöpf ich bin, welch' ein verwirrtes Wesen Sie mit Worten der Verzeihung entlassen. Ich verdiene diese Verzeihung nicht . . .

— Lassen wir Das, meine Liebe! wiederholte Lépervié immer unruhiger werdend.

— Doch sie berührte ihn am Arme und sagte mit außerordentlicher Dreistigkeit:

— Es würde sich vielmehr geziemen, daß wir das Unrecht gut machen, dessen Opfer sie war. Werfen wir uns ihr zu Füßen, mein Freund, erflehen wir ihre Barmherzigkeit, denn wir haben sie schmäzlich betrogen; wir haben in jeder Weise gegen sie gesündigt.

Und in der That machte sie eine Bewegung, als wollte sie niederknien; doch Frau Lépervié hielt sie auf und rief:

— Genug! Schweigen Sie! ich will nicht mehr hören!

— Das ist Widerstun! stammelte der Präsident.

Doch sie erhob noch ihre Stimme, wie um die der zwei Anderen verstummen zu machen. In einer schamlosen Raserei, sich bis auf die Seele zu entblößen, rief sie:

— Nein, Alles sollen Sie erfahren! Das ganze Haus ist von unseren Ausschweifungen besudelt . . . Es gibt kein Möbelstück, auf welchem wir uns nicht herumgewälzt hätten . . . selbst in Ihrem Bette . . . Wir waren in unseren Liebesgenüssen unersättlicher und schmutziger, als die Thiere.

— Glendes Weib, Sie tödten mich! schrie Frau Lépervié, sich die Ohren verstopfend, als wollte sie verhindern, daß diese Schmach daselbst eindringe.

Lépervié seinerseits verlor völlig den Kopf, warf sich auf Rakma und preßte ihr seine Hand auf den Mund, indem er schrie:

— Sie ist wahnsinnig! Sie lügt! . . . sie lügt!

Frau Lépervié war inzwischen auf einen Sessel gesunken und das Taschentuch an die Lippen pressend schluchzte sie:

— Oh Gott, laß Dies genug sein! Laß diese Wahnsinnige zur Vernunft kommen! Gott, erbarme Dich meiner!

Rakma führte jetzt den entscheidenden Streich. Mit leiser Stimme, wie für sich selbst sprechend, aber bestimmt wissend, daß die Märtyrerin sie hören würde, flüsterte sie:

— Er wußte doch wohl, daß ich nicht log!

Dann flog ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln befriedigter Rache, und sie ging langsamen Schrittes hinaus. Den Rest des Tages sowie die ganze Nacht war sie nicht mehr sichtbar, auch zu den Mahlzeiten nicht; bis zum folgenden Morgen blieb sie in ihrem Zimmer eingeschlossen, wo man sie kommen und gehen, in den Schubfächern herumframen hörte.

— Mein Gott, welche Ereignisse! dachte sich Lépervié, ohne Schlaf zu finden. Ich kenne mich in diesem „Imbrogliv“ gar nicht mehr aus. Und ich kann nichts thun. Ach, der Mensch ist doch verkehrt und böseartig. Wenn Lydia es sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, meine arme Rakma zu verabschieden, wäre diese ganze dumme Geschichte nicht gekommen. Lydia treibt Mißbrauch mit ihrer Leichtgläubigkeit zu weinen, Das ist wahr; aber was fiel dieser Rakma auch ein, ihr Alles zu gestehen? Ich kenne mich nimmer aus!

Er wälzte sich ruhelos in seinem Bette und dachte an

tausend Dinge. Plötzlich erinnerte er sich, daß er im Briefkasten ein Schreiben seines Sohnes gefunden, welches er noch nicht gelesen hatte. Was konnte Guy ihm schreiben? Er zündete eine Kerze an, um zu lesen.

Frau Lépervié hatte es nämlich für unerläßlich gefunden, Guy aus dem Hause zu entfernen. Der junge Mann war denn auf Reisen gegangen und schrieb ihnen aus Koblenz, daß er sich langweile, daß die Einsamkeit ihn traurig stimme, daß er fern von ihnen nicht leben könne.

— Nein, nein! er soll nur bleiben, er soll nur weiter reisen! rief Lépervié. Die Art, wie Guy die Erzieherin zu betrachten begonnen, hatte seinen Vater ernstlich beunruhigt.

Er ließ jetzt das Licht brennen und hoffte so leichter einzuschlafen. In der That verfiel er allmählig in einen Dusek; er hatte das Gefühl, als würde er in eine bodenlose Tiefe hinabsinken. Allein, nach einiger Zeit fuhr er auf; ihm war, als hätte er mit der Hand einen warmen Körper betastet. Vollends erwachte er, als er zwei Lippen auf seinem Munde fühlte, die ihm zuflüsterten: „Still! ich bin's!“

— Oh! sagte er, Du? Welche Unvorsichtigkeit!

Und als er am Morgen mit zerschlagenen Knochen und wüstem Kopfe aus dem Bette kroch, fragte er sich: — War's ein Traum?

Gegen Mittag erst kam er, durch reichliche Waschungen einigermaßen erfrischt, aus seinem Zimmer zum Vorschein und begab sich nach den Zimmern seiner Frau. Das Schlafgemach war leer, das Bett noch nicht geordnet. Er trat denn in ein anstoßendes Kabinet, das auf den Garten ging, und durch das Fenster sah er sie im Schatten der Laube sitzen, an ihrer Seite Paula, Beide mit ihrer Handarbeit beschäftigt. Jetzt schlug das Rauschen eines Kleides an sein Ohr und er wandte sich um.

— Ach ja, Du gehst? sagte er.

Kafma stand auf der Schwelle, den Hut auf dem Kopfe, die letzten Knöpfe ihres Jäckchens schließend.

— Ich muß doch wohl, da man mich fortjagt, sagte sie lachend.

— Du gehst? Du gehst? stammelte er in äußerster Feigheit. Der große Augenblick ist dann gekommen! . . .

Weiter konnte er nicht; er begann zu weinen.

Doch sie zuckte mit den Achseln.

— Ich bin gefaßt, sagte sie. Bin ich nicht überall Deine Frau? Mag es hier oder anderswo sein . . .

Und sie warf sich ihm in die Arme. Er konnte diesem verführerischen Munde nicht widerstehen und biß in die Wonnentraube, die sie ihm darbot . . .

Ein Schrei riß Beide aus ihrem Traum, ein Schrei des Schreckens und des Schmerzes, ein Schrei, durch welchen der Riß einer Seele zitterte. Paula war heraufgekommen, um ihrem Vater guten Morgen zu sagen, und das Kind hatte gesehen . . . Bleich und entsetzt wankte sie zurück und eilte, über die Treppe fliegend, wieder hinab, beide Hände vor das Gesicht pressend. Mit einem Sage war Lépervié auf dem Flur; an dem durch das Haus dahinstürmenden Kleide erkannte er seine Tochter. Paula! Paula! rief er. Allein, das Kleid verschwand, und er fühlte in seinem starren Wesen jetzt nichts als einen dumpfen Schlag seines Herzens an seine Seite.

Und dann flog ein anderes Kleid, ein Kleid der Trauer

und des Unglücks, dasjenige Kafma's. Am Fuße der Treppe angelangt schaute sie empor und machte ihm ein Zeichen, herabzukommen. Er gehorchte diesem Gebote der kleinen, bösen Hand und eilte etwa zehn Stufen hinab. Jetzt fiel die Hausthüre ins Schloß. Er fuhr zusammen und ward von Schreck ergriffen, als sollte ihm fern von ihr künftig alle Kraft fehlen, und er hatte nur einen instinktiven, unbesonnenen Gedanken: ihr zu folgen. Er eilte die Treppe weiter hinab, langte in aller Hast seinen Ueberrock und Hut herab und stürzte Kafma nach . . .

## XXI.

Laufend hatte Paula den Garten durchschritten und sich mit dem Schreckensrufe: „Mama! ach, Mama!“ ihrer Mutter in die Arme geworfen.

Frau Lépervié, die noch nichts wußte, schloß in plötzlichem Schrecken das Kind an ihre Brust.

— Fasse Dich! Was ist denn geschehen? . . . Es wird ja nichts sein! . . .

— Ach, Mama! Wenn Du gesehen hättest! . . . Papa mit ihr . . . mit Kafma! . . .

Frau Lépervié hatte einen Augenblick das Gefühl, als würde all' ihr Blut zu Eis stocken; ihr Kopf sank zurück und ihr war, als würde sie in einen bodenlosen Abgrund stürzen. Sie schloß die Augen und blieb eine Weile wie todt. Dann raffte sie mit übermenschlicher Anstrengung ihre Kraft zusammen und umschlang mit beiden Armen den Kopf ihrer Tochter, indem sie ausrief:

— Mein Kind! mein armes Kind!

Lange sagte sie nichts Anderes und stammelte in ihrem Jammer nur diese Klage. Dann erlog sie ein Lächeln auf dem bekümmerten Antlitz und stieß hastig hervor:

— Du kleiner Tollkopf! Du glaubst gesehen zu haben . . . hast aber schlecht gesehen . . . Man glaubt manchmal an Dinge, die nicht sind . . . Ich versichere Dir: nein! . . . Was Du gesehen haben willst, ist ein Unsinn! Dein Vater hat solche Augenblicke des Schwindels, dann fällt er . . . Sie war zufällig da, diese Person . . . Weiß ich, wie Das zugeing? . . . Aber es ist nicht wahr, was Du glaubst . . .

Paula wand sich in einem entsetzlichen Lachen, rang die Hände und schrie:

— Ich sah die Beine der Andern! . . .

Frau Lépervié nahm sie jetzt ganz auf ihre Kniee. „Aber schweig' doch, Kind! Die Nachbarn könnten es hören!“ Sie preßte das Kind an ihre Brust, als wollte sie dieses entsetzliche Lachen erdrücken. Das Kind verstummte jetzt; sein Körper streckte sich und ward starr. Die unglückliche Mutter hielt eine leblose Masse in ihren Armen. Sie rief verzweifelt um Hilfe, die Mägde eilten herbei und in traurigem Zuge brachte man das leblose Kind zu Bette, gleichsam das Sinnbild des Todes einer Jungfrau.

Nach Verlauf einer Stunde machte Paula eine Regung des Erwachens; sie bewegte den Kopf, aber noch ohne die Augen zu öffnen; die Finger, die ihre Starre verloren hatten, betasteten die Frische der Betttücher. Dann schlug sie die Augen auf, setzte sich im Bette auf und fuhr einige Male mit der Hand über ihr Gesicht.

— Was ist denn? Was ist geschehen? fragte sie, als sie sich im Bette sah, zwischen ihrer Mutter und dem Haus-  
arzte, der sie aufmerksam beobachtete.

— Nichts, mein Kind, gar nichts . . . Die Hitze! ein  
Schwindelanfall . . .

Paula blinzelte mit sichtlicher Anstrengung.

— Es ist seltsam, sagte sie; ich weiß nicht mehr . . .

Sie starrte ins Leere, als wollte sie eine unklare, flüch-  
tige Erinnerung festhalten.

— Oh, oh! rief sie plötzlich, die Hände vor die Augen  
legend. Dabei stieg ihr eine plötzliche Röthe auf Hals und  
Wangen und verbreitete sich rasch über den ganzen Körper.

— Mein armes Kind! dachte sich Frau Lépervie, als  
sie die Schamröthe die jungfräuliche Weiße dieses Körpers  
überfluthen sah. — Mein armes Kind! Keine Hoffnung mehr!

. . . Sie hat begriffen . . .

— Schlafe, mein Kind! sagte sie laut; Du bedarfst  
der Ruhe.

Paula ergriff die Hand der Mutter, küßte sie und preßte  
sie dann an ihr Herz.

— Mir ist nichts, flüsterte sie dann die Augen schlie-  
ßend. Es ist vorüber . . . ich schlafe schon . . .

XXII.

In einem ärmlichen Dorfe der Riviera, wo es keinen  
Gasthof gab, nur eine Osteria für fahrende Maler und Land-  
streicher, stiegen eines Tages ein sehr junger Mann und eine  
Dame von schwer zu bestimmendem Alter einen Berg hinan.  
Der junge Mann war sehr schwächig, hatte einen blassen  
Teint, keine Spur von Mannbarkeit auf der Oberlippe und  
fühlte sich augenscheinlich unbehaglich in dem zu weit geschnit-  
tenen Anzug von grauem Stoffe. Die Dame war stark beleibt;  
das fette, schwammige Gesicht zeigte breite rothe und weiße  
Flecke; sie trug in einem Kleide von grauem Foulard, das sie  
mit linksischer Geberde bis zu den Strumpfbändern aufhob.

Der junge Mann verliert die Geduld, erreicht mit einem  
Anlauf die Höhe und spöttelt von da mit einem hellen Lachen  
über die Unbeholfenheit seiner Gefährtin.

— Ach, ach! meine Beine! meine Lenden! So warte  
doch, Alfred! So rief die dicke Dame von Zeit zu Zeit er-  
schöpft und athemlos, indem sie den Stiel eines Sonnenschir-  
mes wie einen Stock in den steinigen Erdboden stieß.

Der junge Mann setzt sich und zündet eine Zigarrette  
an. Als die Dame ihn endlich keuchend erreicht, sagt er:

— Bist Du aber herzschlächting, mein dickes Weib!

Die beleibte Dame ist in Schweiß gebadet. Jetzt liegen  
Beide neben einander und betrachten wortlos die herrliche  
Landschaft ringsumher. Endlich bricht die Heiterkeit des jungen  
Mannes wieder los.

— Ach, mein Herzchen, wie bist Du unwiderstehlich! ruft er.

— Gut, gut, lache nur! Mich kriegst Du nimmer zu  
einem Gang auf diesen Ziegenpfaden!

Dann legt sie den Hut und eine Perrücke ab, schlüpft  
schwerfällig aus ihren Röcken und sichtbar werden — der kahle  
Schädel und die Hosen eines alten Mannes.

. . . Um alle Nachforschungen von der Spur abzulenken,  
hatten sie sich anfänglich in einer Herberge außerhalb der Stadt  
verborgen gehalten. Da der Präsident kein Geld hatte, ver-  
suchte er bei seinem Notar eine Anleihe auf 5000 Francs zu  
machen. Er brauche das Geld, um auf ein Landgut, das er  
erstanden habe, eine Anzahlung zu leisten, sagte er, und wolle  
zum Jahresluß die Anleihe zurückzahlen. Der vertrauens-  
selige Notar ließ ihm den Betrag. Sie begaben sich zunächst  
nach Paris und von da nach Marseille. Hier ließ Lépervie  
sich den Backenbart wegrasiren; dann kauften sie einen Herren-  
anzug für Rakma, einen Frauenanzug für ihn und in dem  
Coupé, in welchem sie nach Nizza fuhren, vollzogen sie ihre  
Vermummung. So zogen sie von Stadt zu Stadt als ein  
schlecht zusammen passendes, aber legitim verheirathetes Paar.  
Sie nannte sich Alfred, er Rosina. Sie hatten einen schweren  
Stein auf die Grube gerollt, in welcher das Glück seiner Fa-  
milie für immer begraben lag. Die Vermummung war eine  
neue Aufstachelung seiner erschlafften Sinne. Wenn er nach  
durchschwelgter Nacht wie eine todte Masse dalag, leuchteten  
ihre Augen in wildem Feuer. „Schlafe, mein Männchen!  
murmelte sie. Bald wirst Du fertig sein. Und nach Dir kom-  
men Andere und wehe Dem, der mir in die Hände fällt! Ich  
bin zufrieden mit meiner Rache! . . .“

. . . Die Langeweile vertrieb sie aus diesem Dorfe und  
sie kehrten nach Marseille zurück, um aus der Nähe das übel-  
riechende Laster der großen Kloaken einzuathmen.

Lépervie weinte ungeheuchelte Thränen des Schmerzes,  
als er seine Männerkleider wieder anziehen mußte.

— Ach, am liebsten wäre ich Dein Weib geblieben!  
seufzte er; ich kann mich mit den vielen Knöpfen nicht mehr  
zurechtfinden.

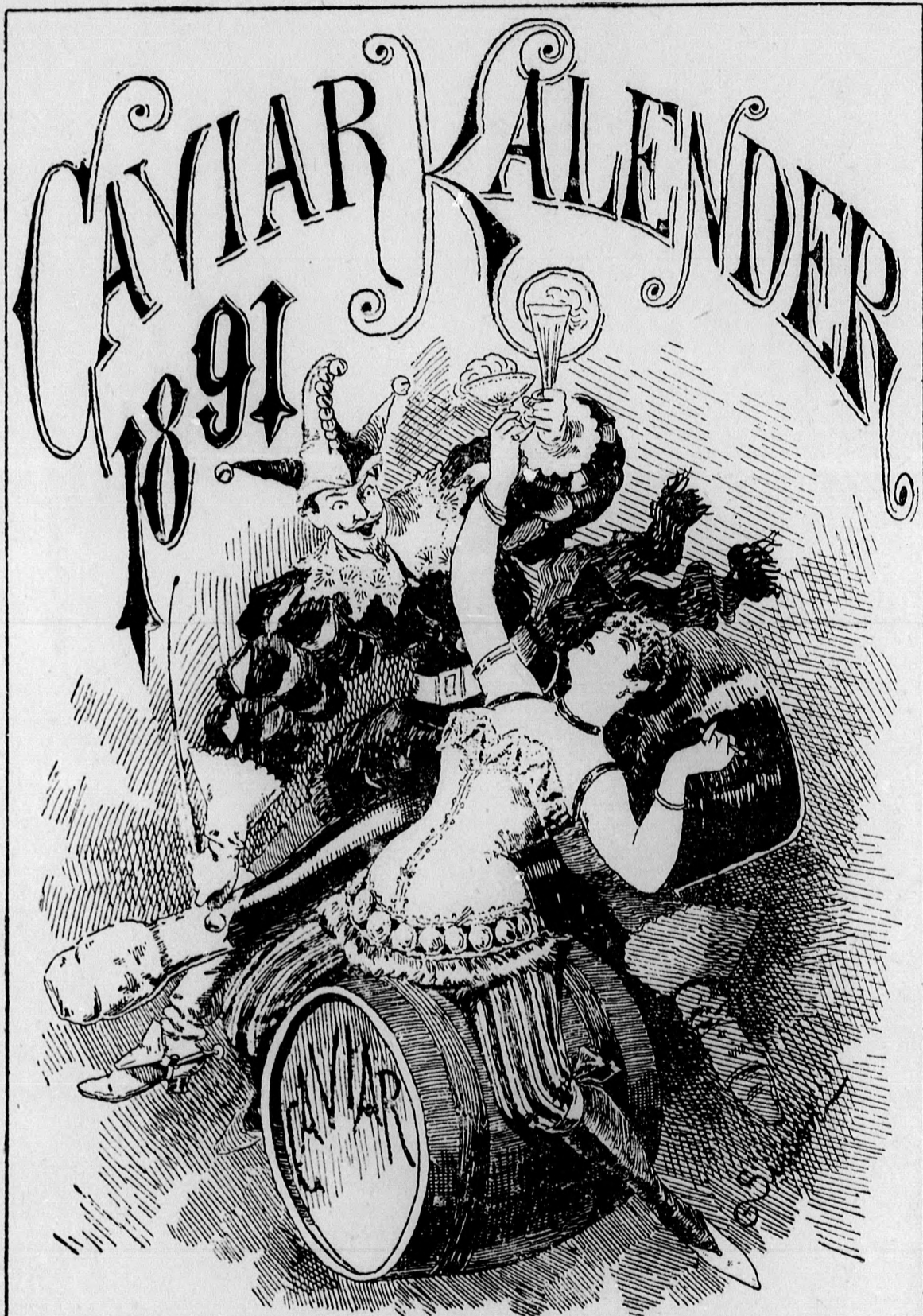
— Aber es bleibt ja beim Alten! rief Rakma lachend  
aus. Ich bleibe immer Dein Männchen.

— Nein, es wird nicht mehr das Nämliche sein . . .

Mit Hilfe von stimulirenden Mitteln reizte sie seine leg-  
ten Kräfte an. Dies ging so weit, daß er nur mit Wider-  
willen und unter Flüchen sich ihr fügte und schließlich in  
kindische Thränen ausbrach. Er fürchtete sie jetzt wie einen  
Henker. In den Intervallen dieser krankhaften Orgien versank  
er in ein stumpfes Brüten. Wüste Träume nahmen sein ar-  
mes, krankes Hirn gefangen. Er sah sich in einer Kirche. Die  
Menge umkreiste mit brennenden Kerzen einen Katafalk. Er  
selbst ergriff eine Kerze und trat in den Reigen ein. „So ist  
er denn endlich todt, — hörte er sagen — dieser berühmte  
Präsident Lépervie, dessen Verbrechen und dessen Unglück in  
der Gesellschaft so viel von sich reden machten.“ — „Ja, sagte  
er sich, es ist in der That der Präsident Lépervie, den dieser  
Sarg umschließt; ich bin nur sein Schatten, der zur Buße  
umherirrt.“ Dann kamen Todenträger und brachten einen  
zweiten Sarg und einen dritten und vierten. „Das ist sein  
Weib, sein Sohn und seine Tochter,“ sagten die Leute. „Er  
hat sie mit sich ins Grab gezogen!“

(Fortsetzung folgt.)

Soeben ist erschienen  
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



BUDA-PEST  
VERLAG von GUSTAV GRIMM.

Der neue nun bereits fünfte Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt u. A. zwölf neue von G. Sieben in Wien gezeichnete Monatsbilder, circa 100 ganzseitige Illustrationen und neben einer Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von Jean qui rit, Satanello, Armand Silvestre und Anderen.

Die ersten vier Jahrgänge des Caviar-Kalenders (1887, 1888, 1889, 1890) sind noch zum Preise von je 2 Mark zu beziehen.

konkret an



G. Sieber fec.

BUDAPEST

VERLAG  
G. CRIMM